F. V. 95.

Geogr.
o
48

Bip.

Geſchichte und Handlung
der
europäiſchen
Pflanzſtädte
auf den
Antilliſchen Inſeln,
beſonders
der franzöſiſchen
in Guadaloupe, Martinique, und andern
kleinen Inſeln;
nebſt
einer zuverläßigen Nachricht von deren Bevölkerung, ihren Einwohnern und der natürlichen Beſchaffenheit des Landes;
zur Erläuterung
der neuern Kriegs- Staats- Handlungs- und Bevölkerungs-Geſchichte von Amerika.

Erſte Abtheilung.

J. theoph. Hoeffel.

Stutgart,
bei Johann Benedict Mezler. 1760.

Geogr. o, 48

Diß

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

Vorbericht.

Gleich nach dem Anfang des gegenwärtigen höchſt leidigen Krieges hat die **Mezleriſche Buchhandlung in Stutgart** eine Ueberſezung von **Dümonts** herausgegebenen **Geſchichte und Handlung der Engliſchen Pflanzſtädte in Nordamerika** bekannt machen laſſen, die mit vielem Beifall aufgenommen worden. Im Jahr 1756 folgte die Fortſezung in einer urſprünglichen Beſchreibung der **Geſchichte und Handlung der Franzöſiſchen Pflanzſtädte in Nordamerika**, welcher Theil von dem Publico eben ſo günſtig aufgenommen worden, als der vorige. Die damalige Kriegs- und Staatsgeſchichte iſt hiedurch, beſonders bei uns Teutſchen, in vielen Stücken erläutert worden. Damals hat man auch einen dritten Theil verſprochen, der die Inſeln und das

übrige vom feſten Lande in Nordamerika in ſich faſſen würde.

In dem nun die Kriegsflammen gedachte Inſeln ebenfals ergriffen und die Engländer lezthin den Franzoſen eine der wichtigſten Antilliſchen Inſeln durch die Eroberung Guadaloupe weggenommen haben: ſo hat man ſich ſeines Verſprechens erinnert und liefert hiemit die Geſchichte von Guadaloupe und Martinike, nebſt noch einigen kleinen Franzöſiſchen Inſeln, weil die Kriegsbegebenheiten hauptſächlich dahin ſich erſtrecket haben. Man wird mit der Beſchreibung dieſer Antilliſchen Inſeln fortfahren, da ſie ohnehin zu Nordamerika gehören und uns Teutſchen noch wenig in beſondern und einzelnen Schriften bekannt ſind.

Ihre Geſchichte iſt wegen ihrer Bevölkerung, den ſelteſten Naturgaben und andern Begebenheiten eben ſo lehrreich und angenehm, wo nicht noch reizender, als diejenige von dem feſten Lande. Man wird hier die Natur in dem angenehmſten Schmuk antreffen, und die Güte und wunderbare Wege GOttes aller Orten zu preiſen Urſache finden.

Ihr Nuzen kann ſich auch noch dahin ausbreiten. Wenn die Engländer, wie es nicht daran fehlen wird, dieſe eroberten Inſeln von neuem be-

völkern werden, ſo möchte wol mancher ehrlicher Teutſcher, der der Armuth, der öftern Verheerung, oder der unfreundlichen und rauhen Gegend ſeines Vaterlandes müde, ſich mit unter dieſen Colonien befinden, dem die vorherige nähere Bekanntſchaft mit dieſen beglükten Inſeln, wo faſt ein beſtändiger Frühling herrſchet, viele Vortheile gewähren könnte.

Dieſes wenige wird genug ſeyn, die Wichtigkeit und den Nuzen einer amerikaniſchen Geſchichte in etwas vor Augen zu legen.

Wir haben zwar im Teutſchen bereits eine **allgemeine Geſchichte der Länder und Völker in Amerika** unter der Aufſicht des ſeel. D. **Baumgartens** erhalten; die **allgemeine Hiſtorie der Reiſen zu Waſſer und zu Lande** liefert uns auch Beſchreibungen von Amerika: allein dieſe Bücher ſind theils ſo groß und ſo koſtbar, daß ſie der Hunderſte nicht kaufen kann, theils vermißt man die gehörige Ordnung und muß oft ſehr vieles unnöthiges Zeug leſen, wenn man im Gegentheil wünſchet, an andern Orten mehr Erläuterung und Vollſtändigkeit zu haben, wo man doch leer ausgehet. Dahero wird man fortfahren dieſe Geſchichte nach derjenigen

beliebten Ordnung und Kürze abzuhandlen, die das Publicum an den erſten beiden Theilen ſchon genehmiget hat, bis und dann man mit Nordamerika, und endlich ſelbſt auch mit Sudamerika völlig zu Ende ſeyn wird.

Ereignen ſich unterdeſſen, beſonders bei einem bald zu hoffenden Friedensſchluß, in gedachten Ländern einige Veränderungen, ſo wird man ſie in beſondern Zuſäzen, zum Behuf der Geſchichte anführen.

Vor dißmal wird man ſich mit der Beſchreibung von **Guadaloupe**, **Martinike** und einigen kleinern Inſeln, nebſt einer allgemeinen Einleitung in die Geſchichte der Antilliſchen Inſeln begnügen, und hernach mit den daſigen Franzöſiſchen, Engliſchen, Spaniſchen, Holländiſchen und Däniſchen fortfahren, davon das nächſte Stück unverzüglich unter die Preſſe kommen ſoll.

Die Quellen, woraus auch die obangezeigten Schriften geſchöpft, ſind hauptſächlich die im Franzöſiſchen beſchriebenen Reiſen des ber. P. **Labats**, hernach des P. **du Tertre**, des P. **Charlevoix**, des **Rocheforts** und anderer, ſowol Engliſcher als Franzöſiſcher Verfaſſer Schriften. Das **Brittiſche Reich in Amerika**, ein ebenfalls koſtbares

Werk,

Werk, und eine neuere fanzöſiſche Beſchreibung wird uns in der Geſchichte der Engliſchen Inſeln unter den Antillen ebenfalls gute Dienſte thun. Auf dieſe Weiſe iſt man der öftern Anführungen überhoben, nachdem man ſeine Gewährsleute hier angeführet, die man immerzu mit einander vergleichen und das beſte herauswählen wird.

Eine beſondere Charte ſcheint freilich bei der Beſchreibung dieſer Inſeln faſt unentbehrlich zu ſeyn: allein da faſt zu einer jeden Inſel, wenn man genau zu Werke gehen wollte, eine Charte erfordert würde, ſo muß es hier unterbleiben, weil die Schrift ſonſt gleich zu koſtbar wider den gefaßten Entzweck ausfallen würde. Indeſſen kann man ſich in der Homänniſchen Charte von dem Mexicaniſchen Meerbuſen, und der Panamiſchen Erdenge genugſam umſehen. Dieſe Charte, welche die Antilliſchen Inſeln mit begreift, iſt aus Gelegenheit des vorigen Kriegs im Jahr 1740 ſehr gut geſtochen worden. Vielleicht entſchlieſſen ſich die Homänniſchen Erben eine beſondere Charte von dieſen Inſeln aus Gelegenheit des jezigen Kriegs herauszugeben. Sollte es nicht geſchehen, ſo wird der Verleger dieſer Schrift bei den folgenden Stücken eine Charte anfügen.

Innhalt der Capitel.

Zur Einleitung gehört das 1 und 2te Cap.

Erſtes Capitel
von den Amerikaniſchen Inſeln überhaupt und beſonders von den Antilliſchen, ihrer Eintheilung und deren heutigen Beſizern. S. 21. folg.

Zweites Capitel
von den Franzöſiſchen und Engliſchen Pflanzſtädten auf den Antilliſchen Inſeln, ihrem Anfang und Fortgang darinnen. S. 32. folg.

Drittes Capitel
von der Geſchichte, Beſiznehmung, Verwüſtung und endlicher Eroberung der Inſel Guadaloupe durch die Engländer. S. 47. folg.

Viertes Capitel.
Die Beſchreibung von Guadaloupe, ihre Lage, Größe, Beſchaffenheit und Handlung. S. 63. folg.

Fünftes Capitel.
Beſchreibung der Inſel Mariegalante, der Heiligeninſel, Deſirade, und der Vortheile, welche die Engländer aus dem Beſize dieſer Inſeln ziehen können. S. 123. folg.

Sechſtes Capitel.
von der Franzöſiſchen Handlung und Schiffahrt nach den Antillen überhaupt. S. 133. folg.

Siebendes Capitel.
Beſchreibung der Inſel Martinique, ihrer Lage, Größe, Bevölkerung, Geſchichte, Beſchaffenheit und Eintheilung. S. 212. folg.

Achtes Capitel
von dem Kirchenweſen und den Wiſſenſchaften auf den Franzöſiſchen Inſeln. S. 257. folg.

Allge-

Allgemeine Anmerkungen
über die
Entdeckung der neuen Welt.

Einleitung.

Da wir hier die Geſchichte der vornehmſten Amerikaniſchen Inſeln anfangen wollen, ſo wird nöthig ſeyn überhaupt etwas von der Entdeckung der neuen Welt anzuführen, welches um ſo eher hier ſeinen Plaz findet, als bekannt iſt, daß Colombo den Anfang ſeiner Entdeckungen bei dieſen Inſeln gewacht.

Ob Colombo der erſte Entdecker von Amerika geweſen?

Es wollen zwar einige dieſem berühmten Genueſer den Ruhm der erſten Entdeckung ſtrittig machen; wie es dann ſeine Richtigkeit hat, daß Grönland, Terre neuf, ja ſelbſt etwas von Canada lange vorher den Europäern bekannt geweſen, die ihre Schiffarten dahin angeſtellt haben, davon in der Geſchichte der franzöſ. Pflanzſtädte S. 90. ff. ſchon eine Anzeige geſchehen. Indeſſen iſt doch alles dieſes wieder aus dem Gedächtniße gekommen und mußte alſo von neuem aufgeſucht werden, überdis gieng Colombi Abſicht gar nicht auf dieſe nordliche Landſchaften von Amerika, ſondern auf **China** und **Japan**, das er von der andern Seite her zu entdecken hofte. Er wurde durch den **Marco Paolo** auf dieſen Irrtum gebracht. Dieſer Reiſebeſchreiber handelt von der Inſel **Cipango**, welches **Japan** iſt, daher glaubte Colombo, daß der äuſſerſte Theil gegen Morgen, wo **China** lieget, blos durch den Ocean von der Abendſeite, wo Portugal befindlich iſt, abgeſondert würde. Man legte damals dem feſten Lande gegen Morgen ſchon eine weitere Ausdehnung bei; und **Ptolomäus**, der 180 Grad der Länge annimmt, kommt noch nicht bis an den äuſſerſten Theil, der ihm unbekannt geblieben war. Colombo bildete ſich demnach ein, daß man dieſes Meer durchfahren und nach der Inſel **Cipango** durch

Was Anlaß darzu gegeben.

die

die Abendſeite kommen könte; da unterdeſſen die Portugieſen durch die Mittagsgegend nach Indien ſchifften. Man ſieht hieraus, wie ein geringer Umſtand, ja gar ein Irrtum zu den gröſten Begebenheiten der Welt Anlaß gegeben.

Aus eben dieſem Grunde kann man auch **Martin Behaimb**, oder **Bohemo** aus Nürnberg die Ehre der Erfindung dieſes Welttheils nicht beilegen, (*) ob es gleichwol hat geſchehen können, daß Colombo, der alles zu ſeiner Abſicht aufgeſucht, einige Charten oder Papiere von dieſem Manne unter die Hände gekommen. Mit wie vieler Dunkelheit und leeren Muthmaſſungen alles wird angefüllt geweſen ſeyn, iſt aus dem vorigen klar.

Auch die Engländer maſſeten ſich dieſer Ehre an, es ſcheint aber erſt nach geſchehener Sache erſonnen zu ſeyn, um den Italiänern und Spaniern dieſen Ruhm ſtrittig zu machen und dadurch einen Vorwand des Eigenthums zu gewiſſen Ländern zu erlan-

Spuren von Amerika unter den Alten.

(*) Joh. Frid. Stüven hat deswegen eine diſſ. hiſtor. crit. de vero novi orbis inventore geſchrieben/ die zu Frankf. am Main in 8. 1714. ans Licht getreten. Mich. Frid. Lochner hat in ſeiner Commentatione de Ananaſa, ſive nuce pinea indica, ſo zu Nürnberg 1716. in 4. heraus kommen, dieſen Behaim auch für den erſten Erfinder Americä gehalten.

langen. Wären in England Spuren vorhanden geweſen, ſo würde Heinrich VII. des Colombi Entwurf für keine Chimäre gehalten haben, als ihm Chriſtoph Colombo durch ſeinen Bruder Bartholomäus die Ausführung der Entdeckung antragen ließ. Wenn man dem Colombo die Ehre der Erfindung ſtrittig machen will, ſo iſt es nicht hinlänglich dunkle und nach der Zeit erſt bekannt gewordene Geſchichte zu erzälen, ſondern es gehören ſolche Beweisthümer dazu, die der Zeit gleich ſind, und keinen Widerſpruch geſtatten. So lange bis nicht geſchiehet, ſo wird dem Colombo der dadurch erlangte Ruhm nicht abgeſprochen werden können.

Was man aus den ältern Schriftſtellern, als ob Amerika ſchon den Alten ſeye bekannt geweſen, anführet, beruhet ebenfals auf ſehr dunkelen Muthmaſſungen, davon man die Stellen beim a) **Theopompus**, b) **Plato**, c) **Ariſtoteles**, d) **Diodorus Siculus**, e) **Seneca**, f) **Aelianus** und andern antrift, welche hier anzuführen zu weitläufig wäre. Den Seneca wollen wir allein reden laſſen, weil er kurz iſt, und mehr

a) Strabo lib. 7. p. 299. ed. Caſaub. b) Martiniere Diction. geogr. crit. au mot Atlantide. c) de mirabil. auſcultat. Ariſt. oper. Tom. I. d) Biblioth. hiſt. l. 5. c. 19. e) Seneca trag. Medea, Act. 3. v. 375. f) Variæ hiſtor. l. 3. c. 18.

mehr als ein Weiſſager, als Geſchichtſchreiber ſpricht: „Es wird, ſagt er, eine Zeit „ kommen, in welcher der Ocean uns nicht „ hinderlich fallen wird, uns auszubreiten. „ Ein weit erſtreckendes Land wird offen „ ſeyn: ein neuer Tiphys wird neue Wel- „ ten entdecken: Thule wird nicht mehr „ das lezte Land und der äuſſerſte Theil der „ bekannten Welt ſeyn.„ Da Seneca erſt unter dem Nero geſchrieben, und von zukünftigen Entdeckungen geweiſſaget, ſo ſcheint es ja deutlich, daß die Römer noch nichts von Amerika müſſen gewußt haben. Alles was in den angeführten Schriftſtellern nicht fabelhaft iſt und auf gewiſſe glükſelige Inſeln zielet, möchte eher von den Canariſchen, oder andern Afrikaniſchen Inſeln zu verſtehen ſeyn, die den Phöniciern nicht unbekannt geweſen.

Aus was Colombo einen neuen Welttheil vermuthet.

Was Colombo am meiſten die Gedanken von neuen Ländern in den Kopf gebracht und zur Entdeckung förderlich geweſen, ſind ſeine viele Reiſen zur See, ſein unermüdeter Fleiß in der Erdbeſchreibung, Aſtronomie und andern dahin einſchlagenden Wiſſenſchaften; vornehmlich ſein Aufenthalt in den Azoriſchen und Canariſchen Inſeln, in welch leztern er ſich mit des Gouverneurs von Porto ſanto Tochter verheirathet. Auf dieſen Reiſen bemerkte er, daß von der Abendſeite gewiſſe Winde kamen, welche ei-

nige Tage durch eine ziemliche Gleichheit beobachteten, woraus er ſchloß, daß ſelbige von gewiſſen daſelbſt liegenden Ländern herkommen müßten. Dieſe Winde brachten oft allerlei unbekanntes Holz, ja ſelbſt menſchliche Körper, die weder den Europäern, noch Afrikanern ganz glichen, mit den Wellen ans Ufer beſagter Inſeln, welches ihm vollends alle Zweifel benahm. Er ſegelte auch zu ſeiner weitern Beſtärkung im Jahr 1477 hundert Meilen jenſeit der Inſel Tyle oder Thule.

Bietet ſein Vorhaben Genua und Portugal an;

Als er ſich nun ſeiner Sache gewiß glaubte, ſo dachte er gänzlich an die Ausführung, dahin aber ſeine eigene Kräfte wegen Armuth nicht reichten. Er wandte ſich zu den Genueſern ſeinen Landsleuten, die ihn verlachten; hernach zu Johann II. König in Portugal, der durch *D. Diego* von Ortiz, Biſchof von Ceuta und zwei Juden, die ſich in der Erdbeſchreibung vor erfahren hielten, ſeine Vorſchläge unterſuchen ließ. Die Commiſſarien verlangten einen Aufſaz von ihm, mit welchem ſie einige auf die Entdeckung ausſchickten, und ihn unterdeſſen aufhielten. Jene aber, die nicht den beſten Willen, noch viel weniger aber die Ueberzeugung des Colombo hatten, kehreten bald wieder um, und gaben die Ausführung für unmöglich an. Als Colombo die Betrügerei merkte, ſo gieng er eiligſt hinweg, und

wandte ſich an den Spaniſchen Hof.

Ferdinand V. und Iſabella regierten damals, erſterer in Arragonien, leztere in Caſtilien. Sie verheiratheten ſich ohne Vereinigung ihrer Herrſchaften, doch zielten ſie eintråchtig auf ihr gemeinſchaftliches Beſte. Colombo, der keine ſonderliche Figur machte, übergab ſeine Anſchlåge, wurde aber damit verlacht.

endlich Spanien, ſo es annimmt.

Die Hôfe ſind ſchon gewohnt, befliſſene Geiſter um ſich zu ſehen, die in der Abſicht, ſich aus der Dunkelheit oder Mangel zu reiſſen, Entwürfe ſchmieden, und die Miniſter mit tauſenderlei Vorſchlågen quålen. Die Unnůzlichkeit der meiſten verurſachet, daß die gegründeten auch mit verachtet und unter einer Menge einbilderiſcher Begriffe erſticket werden. Alph. Quintaniglia, Großſchazmeiſter von Caſtilien, war der einzige, der ein vernůnftig Urtheil von Colombo fållete. Er nahm ihn in Schuz, und verſchafte ihm auch die Gewogenheit anderer, bis er es dahin brachte, daß ſeine Vorſchlåge unterſucht wurden. Iſabella vertrôſtete ihn bis zu Ende des damaligen Kriegs. Er wurde aber endlich ungedultig, und wollte ſich nach Frankreich und England wenden, davon ihn ein Barfůſſer abhielte und machte, daß die Kônigin ernſtlicher auf die Ausführung dachte. Sein Begehren, beſtåndiger und erblicher Admiral und Unterkônig von

den zu entdeckenden Ländern und Meeren zu ſeyn, verzögerte die Sache wieder; es hieß zuviel für einen Ausländer. Nach vielen vergeblichen Bemühungen reiſte er wirklich weg, und wollte geraden Wegs nach Frankreich. Seine Gönner lieſſen ihn einhohlen und wieder zurück bringen, da ihm dann nach der Eroberung Granada unter dem Geräuſch der Freude die vortheilhafteſten Bedingungen eingeraumt, aber nachgehends gar nicht gehalten worden ſind. Colombo wurde durch einen einzigen Federnzug aus einem armen Steuermann ein Großadmiral und Unterkönig, welche Stelle ſeinen Nachkommen erblich ſeyn ſollte. Es wurde ihm auch noch der zehnte Theil aus allen Einkünften, die die Krone nach Abzug der Unkoſten aus dieſen Entdeckungen ziehen würde, verſprochen.

Zurüſtung in Palos.

Die Zurüſtung geſchahe zu **Palos**, welcher Hafen die beſten Seeleute hatte. Als es an Geld mangelte, ſo verſezte Iſabella ihren Geſchmuck und Kleinodien. Etliche Geiſtliche mußten alle ihre Beredſamkeit anwenden, die Leute zu einem ſo kühnen Unternehmen zu bewegen. Drei Gebrüder, Namens Pinzon, ſo die reichſten Einwohner und erfahrenſten Seeleute zu Palos waren, wurden endlich ſchlüſſig, ſo wol ihre Perſonen, als auch einen Theil ihres Vermögens, dieſer Ausrüſtung anzuvertrauen.

Zwei

Zwei Caravellen, ſo die Stadt Palos zum Dienſt des Königs halten mußte, wurden dem Colombo nebſt einem andern kleinen Schiff, ſo er ſelbſt beſtieg, überlaſſen. Die Pinzons commandirten die beiden Caravellen, die nebſt dem andern Schiff nur 120. Mann, und Lebensmittel auf ein Jahr hatten.

Seine erſte Reiſe.

Der neue Admiral ſegelte hierauf den 3. Auguſt 1492. von Palos ab, erblickte den 11. die Inſel Canaria, beſſerte ein Schiff, die Pinta genannt aus, auf dem andern, ſo Ninna hieß, ließ er runde Segel ausſpannen und erreichte nach 4. Tagen die Inſel Gomera, woſelbſt er friſche Lebensmittel, Waſſer und Holz einnahm. Auf die Nachricht, daß 3. Portugieſiſche Caravellen ihn aufheben wollten, gieng er ſchnell wieder den 6. Sept. unter Segel und richtete ſeinen Lauf nach Südweſten. Den 11. glaubte der Admiral 150. Meilen von der Inſel Ferro zu ſeyn und traf den Maſt von einem Schiffe an, welcher durch den Strom dahin geriſſen zu ſeyn ſchien. Etwas weiter bemerkte er, daß der Strom ſtark gegen Norden zugieng und die Nadel des Compaſſes einen Grad gegen Nordweſt abgewichen war. Dieſe Abwechslung, ſo hernach noch weiter erfolgte, ſezte die Reiſenden in große Verwunderung. Die Erblickung aber eines kleinen Vogels und

friſch abgeriſſener Kräuter lieſſen ſie bald Land hoffen, ungeachtet ſie erſt 400. Meilen von den Canarieninſeln entfernt waren. Der Befehlshaber der Pinta glaubte auch wirklich Land zu ſehen, und wolte darauf zu, der Admiral aber hielt ihn zurück, weil ers für eine Wolke anſah, wie es auch der Erfolg beſtätiget. Nachher lieſſen ſich vielerlei Vögel ſehen, die die verdrüßlichen Caſtilianer wieder aufrichteten. In dieſer Ungedult verſtrichen noch 3. Wochen. Sie hatten einen Wind, der ſie nach Weſten trieb; endlich aber wurden ſie furchtſam. Die immer weitere Entfernung vom Vaterlande machte ſie beſtürzt, dann ſie beſorgten, daß ihnen dieſer Wind die Umkehr verwehren würde.

Widerſpruch von Seiten der Schiffleute.

Sie ſahen ſich auf einem ungeheuren Meere, das weder Grund noch Grenzen hatte, und mußten alle Tage beſorgen in den Wellen zu verſinken. Nunmehr glaubten ſie genug gethan zu haben und fiengen von der Rückreiſe an zu ſprechen. „Der „Hof, ſagten ſie, hat Urſach mit uns zu „frieden zu ſeyn, dann niemand iſt wol je„mals ſo weit gekommen. Warum ſol„len wir uns dem Eigenſinn eines Land„ſtreichers aufopfern, der auf der Welt „nichts zu verlieren hat, und ſich folglich „unſer Verderben wenig zu Herzen ge„hen laſſen wird.„ Colombo hatte aller ſei-

ner

ſeiner Herzhaftigkeit nöthig, dieſes glimmende Feuer zu erſticken. Einige hatten ſchon in Vorſchlag gebracht, ihn in die See zu werfen und vorzugeben, er wäre ungefähr vom Bord gefallen. Sie ſagtens ihm ins Angeſicht, daß ſie umkehren wolten. Er gebrauchte aber allen Glimpf, erneurte ihre Hoffnung, verſprach dem einen große Reichtümer, dem andern Ehre, je nachdem er Neigungen an ihnen wahrnahm. Mit ſeinem ſchmeichelnden und überredenden Weſen ſtillte er auch wirklich ihr Murren.

Zweiter Aufſtand.

Den 1. October war er 700. Meilen von den Canarieninſeln, er hütete ſich aber ſolches bekant zu machen, damit er keinen Schrecken verurſachen möchte; zu ſeinem Glück glaubten ſie noch nicht ſo weit zu ſeyn. Nach einigen Tagen fieng das Murren wieder ſtärker an, das Schiffvolk wolte faſt verzweiflen, auch ſeine Freunde boten ihm jezt den Rücken. Er ſuchte ſie wieder zu beſänftigen, aber vergebens, er merkte die Verſchwörung wider ihn und wagte in dieſer Noth einen Antrag, der ihre Wuth in etwas beſänftigte. Er erklärte ſich, daß wenn ſie in 3. Tagen kein Land ſehen würden, ſo wolte er ſich ihrer Willkühr völlig überlaſſen. Die Pinzons, als die Hauptaufrührer, nahmen ſeinen Antrag an. Colombo hat als ein kluger Kopf dieſen Antrag wol thun können, dann er verſpührte mit dem Senkblei

bley den Grund und ſchloß aus der Beſchaffenheit des Sandes und andern Merkmalen auf die Nähe des Landes. Die furchtſamſten wurden wieder herzhaft, als ſie Holz, friſche Röhren, ja gar einen abgeriſſenen Dornſtrauch mit der Blüte ſahen, und am Morgen eine erfriſchendere Luft bemerkten, abſonderlich die Abwechslung der Winde des Nachts. Am Abend eben deſſelben Tages den 11. October ſagte er, daß er noch in dieſer Nacht Land zu erblicken verhofte, man ſolte deßwegen auf der Hut ſeyn, und die Segel einnehmen, damit die Schiffe nicht getrennt würden. Endlich fügte er noch hinzu, daß er auſſer den 10000. **Maravedis** Einkünfte, welche der cathol. König demjenigen verſprochen, der zuerſt Land erblicken würde, annoch aus ſeinen eigenen Mitteln, einen ſchönen Samtpelz hinzuthun wolle.

Siehet Land. Gegen 10. Uhr des Abends rief er Guttieren, einen Kammerdiener der Königin ins geheim zu ſich und zeigte ihm ein Licht von ferne. Sie beide riefen hernach den Kriegscontrolleur **Sanchez** herbei und wieſen ihm eben dieſen Schimmer. Gleich darauf zeigte er ihnen deutlich Land, und es geſchah auch nach ihrem abgelegten Zeugniß, daß Colombo die verſprochene jährliche Belohnung erhielt, die ihm bis an ſeinen Tod ausbezahlet wurde; woraus ſeine

Ar-

Armuth zu ermeſſen, daß er dieſe jährliche Beſoldung beibehalten, (*) welche ſonſt vor einen Admiral und Unterkönig eine Kleinigkeit geweſen wäre, die er einem armſeligen Botsknecht hätte überlaſſen ſollen, der aus vollem Halſe gegen 2. Uhr vom Maſtkorb aus anfieng zu ſchreyen: **Licht! Licht! Land! Land!** Als er aber vernahm, daß der Admiral die Entdeckung bälder gemacht, ſo wolte er vor Verdruß verzweiflen. Gieng auch wegen abgeſchlagener Belohnung nach ſeiner Ruckreiſe nach Afrika und nahm aus Verdruß den Mahometaniſchen Glauben an.

Freude des Schiffvolks.

Bei Anbruch des Tages ſtimmte man das Te Deum an, und das Schiffvolk warf ſich dem Colombo zu Füſſen und ſchritte von einer Ausſchweifung zur andern. Dieſer abentheurliche Ritter, den man blos vorher aus Verachtung und Erbitterung in die

See

(*) Es iſt merkwürdig, daß Colombo, gleichwie auch die meiſten andern Entdecker der unſäglichen Reichthümer von Amerika, doch gröſtentheils arm und elend ſtarben. Colombo kam ſelbſt in Ketten und Bande, andere verloren ihr Leben durch die Wilden, oder brachten einander ſelbſt um, da ſie ein unauslöſchlicher Durſt nach Golde erhizte. Sie ſind eine vorläufige Abbildung Spaniens ſelbſt geweſen, das beim Beſiz faſt der ganzen neuen Welt arm geblieben, indem ſie den übrigen Europäern das Gold nur als wie Tragthiere zuſchleppen mußten.

See werfen wollte, wurde nun faſt vergöttert und für etwas übernatürliches angeſehen. Man grüſte ihn als Admiral und Unterkönig, und that ihm die demüthigſte Abbitte.

Entdeckt die Inſel Guanahani und andere, und landet in Cuba.

Das Land, ſo ſie ſahen, war die Inſel **Guanahani**, eine der **Lucayen**; man hieß ſie **Sanſalvador**, ſo ihr aber nicht geblieben. Der Admiral ſprung zuerſt ans Land, mit dem entblöſten Degen in der einen und der königlichen Standarte in der andern Hand. Er nahm in Gegenwart vieler Inſulaner, die geruhig zuſahen, Beſiz davon. Auf dem Ufer wurde ein Kreuz aufgerichtet, und an ſelbiges das Wapen von Caſtilien befeſtiget. Als die Eingebohrnen der Inſel gemerket, daß die Caſtilianer von Baumwolle und Papageyen viel zu machen ſchienen, ſo brachten ſie ihnen ſo viel davon, daß ſie alle drei Schiffe damit anfüllen konten, und empfiengen dafür Schellen und andere Kleinigkeiten, darüber ſie vor Freuden auſſer ſich geriethen. Sie hatten ganz goldene Platten in den Naſelöchern. Auf die Erkundignng, woher diß Metall käme, wieſen ſie gegen Mittag. Daher entſchloſſen ſie ſich dieſer Gegend nach zu ſchiffen; näherten ſich auch den 15ten einer andern Inſel, die ſie **Conception** nannten, ohne ſich daſelbſt aufzuhalten. Den 17. nahm er friſch Waſſer in **Ferdinande**, wo die Einwohner geſit-

geſitteter ſchienen. Von Saomoto, ſo Colombo Iſabella hieß, nahm er auch Beſitz. Den 28. kam er auf der großen Antilliſchen Inſel Cuba an, wo er das Land durchſuchen ließ. Die Einwohner ſahen ſie als Leute an, die vom Himmel herabgeſtiegen. Die Caſtilianer fragten nur immer nach Golde und die Einwohner wieſen gegen Morgen und ſagten Bohio dabei, darüber jene ſehr vergnügt waren, als ſich dieſe beſonders noch zu Wegweiſern wolten gebrauchen laſſen.

Kommt nach der Inſel Hayti, die man Hiſpaniola nannte, oder St. Domingo.

Er lief hierauf in einen andern Hafen den 25. Nov. ein und hieß ihn St. Catharine. Die Einwohner legten ihm das Wort Bohio daſelbſt aus und wieſen ihn nach Hayti, woſelbſt das Gold anzutreffen wäre. Da er nun von ſeinen alten Vorurtheilen wegen der Inſel Cipango noch eingenommen war, ſo glaubte er an den Chineſiſchen Grenzen zu ſeyn und beſchleunigte daher ſeine Abreiſe und ſtieg zu Hayti in dem Hafen St. Nicolaus ans Land. Das Schiff Pinta trennte ſich von ihm und wolte die Goldminen bälder entdecken, er lichtete daher die Anker, umſchifte die Inſel und entdekte die Inſel, Tortüe, lief wieder in den Hafen Conception ein und ſendete 6. Caſtilianer aus, das Land von Hayti oder Hiſpaniola zu erkundigen. Sie fanden es vortreflich, jedoch die Einwohner flohen ſie, auch die entliefen ihnen

ihnen, die ſie von Cuba mitgebracht. Der Admiral erhielt endlich eine Wildin, begegnete ihr freundlich, ließ ſie kleiden und ſchickte ſie zu den Ihrigen, worauf die Einwohner herbeikamen und für Kleinigkeiten ihr ganzes Eigenthum überlieſſen. Sie liefen endlich in einen Hafen ein, der heut zu Tag Cap françois genennet wird, woſelbſt einer von den Königen der Inſel wohnte. Er bat den Admiral bei ihm einzukehren, der aber auf der Fahrt dahin Schiffbruch lidte, jedoch war es bei dem Hafen, den die Spanier nachher **Puerto Real** nannten. Die Mannſchaft wurde gerettet, und der König, oder Cacike, half mit ſeinen Unterthanen auch hierbei. Die Goldadern zu Cibao lagen dem Colombo im Kopf. Der Cacike ſandte auch ſeine Unterthanen aus Gold herbeizubringen, welches ſie alles gegen rothe Mützen, Schellen, Nadeln, ja gar gegen zerbrochene Gläſer und Topfſcherben hergaben, und eiligſt davon liefen, aus Beiſorge, der Handel möchte die Spanier wieder gereuen.

Erſte Colonie in St. Domingo zu Portoreal.

Der Schiffbruch gab Gelegenheit die erſten Pflanzſtädte zu **Porto Real** anzulegen, die aus 30. Freiwilligen beſtand, welche aus den Trümmern und Stücken des geſcheiterten Schiffs eine Feſtung erbauten. Colombo trat mit der andern Caravelle den 4. Jan. 1493. ſeine Rückreiſe nach Spanien

an,

an, weil er beſorgte, das von ihm ſich getrennte Schiff möchte die Nachricht zuerſt überbringen und ihm die Ehre der Entdeckung rauben. Er ſchifte an der mitternächtigen Küſte der Inſel hin, erreichte den Fluß Yaque, der ſeinen Urſprung aus den Goldadern von Cibao ableitet und goldene Lahnſtücke mit ſich führet, daher er ihm den Namen Rio del oro beilegte.

Am 6 fand er endlich die **Pinta** wieder, deſſen Befehlshaber allerlei Entſchuldigungen vorwandte, die man gelten ließ, ob ſie gleich falſch waren. Er hatte eben ſo, als der Admiral die Küſte bekreuzet und alles, was er nur gewolt, gegen Gold umgeſezet. Nach einigen gemachten Endeckungen richtete endlich die ganze Flottille ihren Lauf nach Nordoſt. Den 14. Febr. beſorgten ſie wegen einem gewaltigen Sturm Schiffbruch, näherten ſich endlich wieder den **Azoren**, woſelbſt der Gouverneur Befehl hatte ſie anzuhalten. Colombo merkte es, reiſte daher den 24. weiter, ungeachtet die Pinta durch den Sturm noch von ihm getrennet war. Da er bis auf 100. Meilen ſich Spanien genähert, trieb ihn ein neuer Sturm nach **Liſſabon**. Daſelbſt fertigte er einen Courier an den Spaniſchen Hof ab, und ließ bei dem König in Portugal, dem er vorher ſeine Dienſte angeboten, um Erlaubniß anhalten, ſich allda vor Anker

Trift die Pinta wieder an, und ſegelt nach Spanien zurück.

Wird ſowol in Liſſabon,

zu legen. Es wurde ihm geſtattet, jedoch ſolte er eine Erklårung thun, die er aber als Admiral von Spanien verweigerte jedoch auf ſolchen Fuß gehalten wurde. Er ſprach mit dem Kőnig ſizend und mit bedecktem Haupte, ſo ihm faſt theuer zu ſtehen gekommen. Dann als er dem Kőnig die neuen Entdeckungen ſo ſehr anpries, um ihn deſtomehr zur Reue zu reizen, ſo erboten ſich gleich einige ihn aus dem Weg zu råumen und ſich ſeiner Nachrichten zu bemåchtigen. Der Kőnig willigte aber nicht darein, ſondern ließ ihn mit Ehre und Gnade überhåuft abreiſen. Er langte den 15. Merz wieder in **Palos** an, nachdem er 7. Monate und 12. Tage abweſend geweſen. Die **Pinta** lief auch wieder ein, einige ſagen in **Gallicien**, andere zu **Palos**, **Pinzon**, ihr Befehlhaber aber ſtarb bald darauf. Colombo wurde unter Låutung der Glocken wie der Kőnig ſelbſt empfangen. Er verfügte ſich hierauf zu dem Kőnig und der Kőnigin nach Barcellona und wurde mit ausnehmender Gnade empfangen. Seine Reiſe war ein beſtåndiger Triumph. Der Kőnig ließ ſich nicht leicht ſehen, ohne ſeinen Prinzen zur Rechten und den Admiral zur Linken zu haben. Er erhielt den Ehrentitel **Don** für ſich und ſeine Familie und ein pråchtiges Wapen unter neuer Beſtåtigung aller ſeiner Privilegien.

als in Barcellona mit ausnehmender Gnade empfangen.

Da-

Damals war man der Meinung, worüber die Staatsklugen heut zu Tage lachen, daß der Pabſt die Länder, ſo noch keinem chriſtlichen Fürſten zuſtunden, auszutheilen hätte. Alexander der IV. ein Spanier ward von dem König gebeten die neu entdekten Länder der Krone Caſtilien einzuverleiben. Die Portugieſen machten auch Anſpruch darauf. Damit nun der Pabſt beide Theile vereinigen möchte, ſo befahl er, daß auf der Weltkugel von einem Pol zu dem andern eine Linie gezogen werden, und daß ſelbige 36. Grad an der Abendſeite von Liſſabon gehen ſolte. Dieſe Demarcationslinie ſolte die Grenzen der Portugieſiſchen Erobrungen ausmachen. Dieſer Linie gegen Abend ſolte der Spanier, gegen Morgen aber der Portugieſen Antheil ſeyn. Nachgehends iſt dieſe Linie wegen allerlei Schwierigkeiten wieder geändert und anderſt eingerichtet worden. Dieß war das erſtemal, daß ein Nachfolger des armen Petrus mit einem einzigen Strich ganze Reiche und Welttheile austheilte.

Der Pabſt theilet die neu entdekten Länder aus.

Die andere Ausrüſtung geſchahe mit 17. ſowol mit Geſchüze, als Kriegs- und Mundvorrath wol verſehenen Schiffen. Viele Pferde, mehr als 1500. Freiwillige, zum Theil Edelleute, wurden eingeſchift, die die Reiſe theils auf eigene, theils auf der Königin Unkoſten mitthaten. Es wurde

Zweite Reiſe des Colombo.

vielerlei Samen, Bäume, Getreide und alles mitgenommen, was zu einer daurhaften Niederlaſſung erforderlich war.

Entdekt die Inſel Dominique und andere Antilliſche Inſeln.

Die Flotte lief den 25. Sept. von **Cadix** aus, hielt ſich 2. Tage bey der Inſel **Gomera** auf und befand ſich nach einer glüklichen Fahrt den 3. Nov. Angeſichts einer Inſel, die **Dominique** genennet ward. Einige ſagen, ſie hätten vorher die Inſel **Deſirade** erblicket. Noch eine dritte ward **Marigalante** genant. Eine vierte hieß **Guadalupe**, die übrigen **Montſerrat**, **Antigoa**, St. **Chriſtophel**, **Boriken** und Puertoricco, ſo lauter **Antilliſche** Inſeln waren, die wir uns vorgenommen haben zu beſchreiben. Endlich kamen ſie den 22. Nov. in der Bucht von **Samana** in **Hiſpaniola**, oder St. **Domingo** an, welches hernach die Mutter aller Spaniſchen Pflanzſtädte in Amerika worden iſt, wie wir ſolches in Zukunft zeigen werden, wenn wir die Beſizungen der Spanier in den Antilliſchen Inſeln, und vielleicht auch auf dem feſten Lande ſelbſt beſchreiben werden. Alsdann ſoll die Geſchichte Colombi und die folgenden Entdeckungen und Reiſen angeführt werden. Zur Geſchichte der kleinen **Antillen** haben wir nothwendig die erſteren Entdeckungen derſelben hier beibringen müſſen, und da ſie der Anfang von der Entdeckung der ganzen neuen Welt waren, ſo

hat

hat auch derſelbe in möglichſter Kürze müſſen berührt werden.

Erſtes Capitel von den Amerikaniſchen Inſeln überhaupt und beſonders von den Antilliſchen, ihrer Eintheilung und deren heutigen Beſitzern.

Die Amerikaniſchen Inſeln auf derjenigen Seite von Amerika, die gegen Europa und Afrika lieget, kann man füglich in vier Hauptclaſſen eintheilen. Die erſtere begreift die ganz nordlichen, als **Grönland**, **Terreneuf**, und alle diejenigen, die an den Küſten von **Canada**, **Acadien** und den **Engliſchen Pflanzſtädten** des feſten Landes liegen, welche bereits in den beiden erſten Theilen, die von den **Engliſchen** und **Franzöſiſchen Pflanzſtädten** handelten, vorgekommen ſind. Man kann auch die **Azoren** dahin rechnen, wie bereits oben geſchehen. Haupteintheilung der Amerikaniſchen Inſeln. I. Claſſe.

In die zweite Claſſe, welche die beträchtlichſten Inſeln enthält, kann man zählen 1) die **Bermudiſchen**, 2) die **Lukayiſchen** (*) und 3) die **Antilliſchen** Inſeln. II. Claſſe.

 Sie

(*) Einige rechnen die Lukayiſchen auch noch unter die Antillen.

Sie liegen von dem 10. bis zu dem 30. Grad Norder Breite in dem Nordiſchen Meere unter dem heiſſen Erdgürtel.

III. Claſſe. In die dritte Claſſe nimmt man füglich diejenigen, die gegen Süden von der Mittagslinie an bis gegen dem Südpol in dem Braſilianiſchen, Paraguayiſchen und Magellaniſchen Meere liegen, darunter **Feuerland**, oder **Terra de feu**, die vornehmſte iſt, wiewol man von allen nicht viel erhebliches ſagen kann.

IV. Claſſe. Die vierte Claſſe begreift die Inſeln auf der andern Seite von Amerika, die in dem **ſtillen Meere** liegen. Unter dieſen ſind die beträchtlichſten die **Salomonsinſeln**, **Mocha**, Chilue, **Madre di Dios** u. a. m. davon man aber nicht viel Nachrichten hat. Einige haben **Californien** auch als eine Inſel dazu gerechnet, die allerneueſten Entdeckungen aber der Ruſſen geben höchſt wahrſcheinlich zu erkennen, daß **Californien** mit dem feſten Lande von Aſien zuſammen hange, wordurch wir alſo eine ziemliche Brücke zur Bevölkerung von Nordamerika vor uns hätten, daß alſo der Pater Laſſitau recht gehabt, wenn er die Bevölkerung von Nordamerika aus dem nordlichen Aſien hergeleitet. So wird durch neue Entdeckungen noch mancher Streit geſchlichtet werden. Die Engländer dürfen auf dieſe Weiſe auch nimmer an eine Durchfahrt von der Hudſonsbay

aus

aus nach Aſien denken. Von Californien iſt überhaupt noch wenig bekannt, obgleich vor etlichen Jahren eine Beſchreibung davon in Spaniſcher Sprache herausgekommen.

Die eigentlichen Antillen, zu denen wir uns jezo wenden, werden wieder in die großen und in die kleinen, oder die Caraibiſchen Eilande eingetheilt, weil dieſe lezteren alle von den Caraiben, als ihren natürlichen Einwohnern bewohnt worden, und zum Theil heut zu Tage noch bewohnt werden. Dieſe Völker, deren Geſchichte wir an einem andern Ort umſtändlicher berühren werden, wenn wir an ihre Inſeln kommen, die ſie noch beſizen, ſtammen von den Apalachiten ab, und ſind aus Florida gekommen.

Nähere Eintheilung der Antillen, nebſt ihren dermaligen Beſizern.

Wir wollen die Antillen nun der Reihe nach anführen, wie ſie in einem Bogen vor dem Mexikaniſchen Meerbuſen liegen, und zwar nach derjenigen Eintheilung, da man ſie in Inſeln Barlovento, oder über dem Winde, und Sottovento, oder unter dem Winde eintheilet. Die vier großen Inſeln, bei welchen wir anfangen, kann man füglich auch zu den Inſeln über dem Winde rechnen, weil ſie denen unter dem Winde entgegen liegen. Die Engländer theilen ſie in Leewards- und Windwardsinſeln.

Antilliſche Inſeln über dem Winde.

Die erſte und größeſte iſt Cuba, weil ſie

auf 213. Meilen in die Länge, und wo ſie am breiteſten, 65. Meilen hält. Sie iſt gleich anfangs von den Spaniern entdekt worden und gehört ihnen noch. Eine Menge kleiner Eilande liegt um ſie herum, die auf der einen Seite **Jardin del Rey**, und auf der andern **de la Reyna** heiſſen. Die Inſel **Pinos** gegen Mittag iſt die beträchtlichſte, die übrigen beſtehen aus Felſen und ſind wüſte. Die ganze Inſel liegt nach ihrer Breite vom 20. bis zum 24. Grad. Gleich daran gegen Morgen liegt **Hiſpaniola**, oder **St. Domingo** unter den Spaniern und Franzoſen getheilet. Sie iſt gegen 140. Meilen (*) lang und gegen 50. breit, liegt unter dem 19. und 20. Grad. Dazu gehört die Schildkroten Inſel, **la Tortüe** auf der nordlichen Seite, ſie liegt im 20. Grad 10. Min. iſt 8. Meilen lang und 2. breit. War ehemals von den **Flibüſtiers**, oder Freibeutern bewohnt, hernach zu einer Franzöſiſchen Colonie gemacht, aber auch wieder verlaſſen. In der Bay von **Leogane** liegt **Gonave** 7. bis 8. Meilen lang, nebſt noch mehrern wüſten Inſeln. Die **Kaymiten**, viele kleine, niedrige und wüſte In-

(*) Unter dieſen Meilen verſteht man allemal Engliſche und Franzöſiſche Seemeilen, davon 20. auf einen Grad gehen. Eine macht ¾ Stund Wegs aus.

Inſeln gehören auch zum Franzöſiſchen Theile, ſo auch die Inſeln **Avache** und **St. Ludwig**, die bewohnt ſind, an der mittäglichen Küſte. Die **Bettelmünchen** und **Beateninſel** liegen auch noch auf dieſer Seite. Gegen Morgen ſind die Inſeln **Samana** und **Saona**, die den Spaniern gehören.

Porto-Ricco iſt die dritte große Antille und wird von den Spaniern bewohnet. Sie wird 20. Meilen lang und nicht gar halb ſo breit geſchäzet. Zwiſchen St. Domingo und Portoricco liegen 3. kleine Eilande, als **Zacheo**, **Monika** und **Mona**. Sie liegt unter dem 18. und 19. Grad.

Jamaica, als die vierte große Antille, gehört den Engländern, die ſie von den Spaniern erobert, und wol die reichſte und bewohnteſte unter allen Antillen iſt. Sie liegt im 18. Grad Norderbreite. Man hat ihr ſtets 50. Seemeilen in die Länge, und 20. in die Breite gegeben. Nach den lezten Ausmeſſungen aber haben die Engländer gefunden, daß ſie 170. (*) engliſche Meilen in die Länge, und 70. in die Breite habe. Sie hat einige kleine Eilande um ſich herum, als gegen Norden **Bobi**, oder die **Thereninſel**, die **grüne Inſel**, **Martha Brea**, **Cabarita**, **Merry**, **Lynch**, und gegen Süden, die **ſchwarzen Felſen**, die

(*) 60. Engliſche Meilen machen 20. ganze Reiſeſtunden.

Taubeninſel, nebſt den Portlandscayen; gegen Weſten die Schildkroteninſel.

Nun folgen die kleinen Antillen, davon die Jungfern Inſeln den erſten Plaz nach Portoricco haben, von welchen ſie nicht weit entfernt ſind und gleiche Breite haben. Borriqueninſel, welche nur 5. oder 6. Meilen von Portoricco entfernt, ward ehemals von den Flibüſtiers beſucht und die Krabeninſel geheiſſen. Ihr Umfang iſt von 8. bis 10. Meilen, und jezo verlaſſen. Die Inſel St. Thomas hat nur ungefähr 6. Seemeilen im Umfang und gehört den Dänen, wo aber auch die Holländer handeln. Auch die Preuſſen haben ehmals Theil daran gehabt. Die große Jungfer, Paneſton wird von Engländern bewohnt. St. Croix iſt die gröſte von den Jungfern und 10. bis 12. Seemeilen lang, liegt im 18. Grad 15. Min. Norderbreite, ward ehmals von den Franzoſen, Engländern und Holländern bewohnt, nun gehört ſie ſeit etlichen Jahren den Dänen. Nicht weit von den Jungfern liegt Negade ungefähr 4. Seemeilen breit, iſt unbewohnt, gleichwie auch Sombrera.

Anguilla, ein ſchmales kleines Inſelchen unter dem 18. Grad 21. Min. gehört den Engländern. St. Martin gleich darunter von Holländern und Franzoſen bewohnt im 18. Grad 15. Min. hat wenigſtens 15. bis 16. Meilen im Umfang.

Saba noch weiter unten eine kleine Holländiſche Inſel im 17. Grad. **St. Euſtachius** gehört auch den Holländern.

St. Bartholomäi ehmals von den Franzoſen beſeſſen nun verlaſſen. Man giebt ihr 7. bis 8. Meilen im Umfang.

Aves, eine wüſte Inſel im 15½. Grad Norderbreite hat nicht über 3. Meilen im Umfang. Man muß ſie nicht mit einer andern Inſel gleiches Namens unter dem Winde verwechſeln.

St. Chriſtoph gehört nunmehro ganz den Engländern, nachdem ſie vorhero von den Franzoſen mit beſeſſen worden. Alle Engliſche und Franzöſiſche Pflanzſtädte auf den Antillen kommen daher. Sie liegt im 17. Grad 25. Min. und hat nach den Engländern 75. Meilen im Umfang.

Das Eiland **Nevis** oder **Nieve** liegt nur eine halbe Seemeile von **St. Chriſtoph** im 17. Grad 19. Min. und hat ungefähr 6. Meilen im Umfang, ſie gehört den Engländern.

Rodunda ein noch kleineres Eiland liegt darunter im 17. Grad und iſt verlaſſen.

Montſerrat liegt in eben dieſer Reihe im 17. Grad und erſtrekt ſich 3. Meilen in die Länge und eben ſo viel in die Breite, iſt von Engländern beſezt.

Oberhalb dieſen 4. Inſeln liegen gegen Nordoſt die 2. Inſeln **Barboude** und **Antigoa**,

tigoa, ſo beide den Engländern gehören. Jene liegt im 17. Grad 30. Min. Man giebt ihr 15. Meilen in die Länge, und halb ſo viel in die Breite. Dieſe ſoll im 16. Gr. 11. Min. liegen und 20. Meilen in die Länge und eben ſo viel in die Breite haben.

Guadaloupe iſt bei nahe die gröſte unter den kleinen Antillen, ſie beſteht aus zwei Eilanden die durch einen kleinen Arm der See getrennt ſind. Sie liegt im 16. Gr. 20. Min. und hat 90. Meilen im Umfang. Die Franzoſen haben ſie bisher inne gehabt, nun aber haben ſich die Engländer Meiſter davon gemacht, wie wir bald mit mehrerem hören werden.

Todosſantos, les ſaints beſteht aus 6. kleinen Eilanden, davon zwei vor den andern beträchtlich ſind. Sie gehören den Franzoſen und liegen nächſt an Guadaloupe gegen Südoſt. Noch weiter gegen Oſten liegt **Marigalante**, ſo groß als der fünfte Theil von Guadaloupe. Liegt im 16. Gr. und gehört den Franzoſen. Gleichwie auch

Deſirade oder **Deſeada**, ſo halb ſo groß als Mariegalante iſt und auch noch im 15. Gr. gegen Oſten von Guadaloupe aus lieget.

Dominique liegt auch noch im 16. Gr. und hat wenigſtens 13. Meilen in die Länge und 9. in die Breite. Gehört den Caraiben und Frankreich will den Schuz darüber haben.

Mar-

Martinique eine der vornehmſten Franzöſiſchen Pflanzſtädte unter den Antillen iſt bei nahe ſo groß als Guadaloupe. Sie liegt im 14. Gr. 30. Min. Man giebt dieſer Inſel 16. Meilen in die Länge und 45. im Umfange. Es ſcheint aber ſie ſey um etwas größer. Sie hat einige kleine Eilande um ſich her, die aber nicht beträchtlich ſind.

Ste. Lucie, oder Alouſie liegt im 13. Gr. 14. Min. 7. Meilen von Martinique, iſt wenigſtens 22. Meilen lang und halb ſo breit. Nach **Bellins** Charte ſcheint ſie nur 17. Meilen in die Länge und 6. in die Breite zu haben. Sie liegt wirklich im Streit, nachdem ſie vorher von den Caraiben, Engländern und Franzoſen beſeſſen worden. Der nächſte Friedensſchluß wird zeigen, wem ſie gehören ſolle. Wir wollen dieſe Strittigkeiten, weil ſie in den gegenwärtigen Krieg mit einſchlagen, bei der Beſchreibung dieſer Inſel erzählen. Gleich darunter liegt

St. Vincent, ſo auch wie **Dominique** noch den Caraiben gehört, liegt im 13. Gr. Die meiſten geben ihr bis 8. Meilen in die Länge und eben ſo viel in die Breite; **Labat** ſchreibt ihr 20. Meilen im Umfange zu. Auf der Seite der zwei lezten Inſeln gegen Morgen liegt

Barbades, oder **Barbados**, ſo den Engländern gehörig. In der Lage und Größe die-

dieſer Inſel iſt man noch nicht einig. Einige ſezen ſie in den 13. Gr. 20. bis 31. Min. andere bis in 17. ſo zu weit. Einige geben ihr 28 Meilen in die Långe und 17 in die Breite. Andere geben ihr nur 21. in die Långe und 12. in die Breite.

Grenada liegt im 12. Gr. und ein Viertel Norderbreite. Ihre Långe iſt 9 bis 10 Meilen, ihre Breite ungefåhr 5. und ihr ganzer Umfang 20 bis 22 Meilen. Sie gehört den Franzoſen. Um dieſe Inſel herum liegen eine Menge kleiner Eilande, die man

Grenadinen, oder **Grenadillen** heißt. Die größte, ſo **St. Vincent** am nåchſten, nennt man **Beguia** oder **Bekia**. Sie wird noch von Wilden bewohnt. Eine andere heißt **Cariacu**.

Tabago ein klein Eiland unter dem 11. Gr. vorher hattens die Curlånder, nun iſt es verlaſſen.

Antilliſche Inſeln, die unter dem Winde liegen.

Trinidad unter dem 10. Gr. die größte Inſel unter dem Winde, den Spaniern gehörig. Sie hat bei 20 Meilen in die Långe und halb ſo viel in die Breite.

Marguerite iſt etwas kleiner, gehört auch den Spaniern und liegt im 11. Gr. Sie hat noch etliche Eilande um ſich her, als

Cu-

Cubagua, oder die **Perleninſel.** Weiter hinauf liegen die Eilande

Les 7. Ages, Blanca, Orchilla, Roca und Aves, ſo meiſt keinen Herrn haben.

Curaſſao liegt im 12. Gr. und gehört den Holländern, ſie hat 15 bis 16 Meilen in die Länge und 8 in die Breite; auf der einen Seite davon gegen Oſten liegt

Bonair, ein klein Eiland, ſo auch den Holländern gehöret, auf der andern Seite gegen Weſten liegt

Aruba, oder **Oruba**, ſo ihnen auch gehört und nächſt am feſten Lande lieget.

Man hat hier die Antilliſchen Inſeln alle der Reihe nach in die Ordnung gebracht, damit der Leſer zum voraus einen Hauptbegriff von ihnen nach ihrer Lage, Größe und Eigentümern haben möge, weil man die Beſchreibung nicht in dieſer Ordnung vornehmen kann, ſondern ſie nach den Beſizungen der Völkerſchaften vornehmen wird, welche ihre Pflanzſtädte allda angelegt haben. Wir wollen alſo mit den Franzoſen anfangen, weil der gegenwärtige Krieg ihre Inſeln am merkwürdigſten macht.

Zwei-

Zweites Capitel
von den Franzöſiſchen und Engliſchen Pflanzſtädten auf den Antilliſchen Inſeln, ihrem Anfang und Fortgang darinnen.

Ob die Antillen den Portugieſen vor der Entdeckung Colombi ſchon ſeyen bekannt geweſen.

Die Portugieſiſchen Erdbeſchreiber verlegten ehedeſſen die erſte Antille ungefähr 200 Meilen von den Azoren gegen Abend und nannten ſie die Inſel der 7 Städte. Das unangenehmſte dabei iſt dieſes, daß eine große Anzahl einzeler Perſonen dieſer Nation, vielleicht auch wol einige Caſtilianer, bei Suchung dieſer Inſel umgekommen ſind. Sie wurden durch eine alte Ueberlieferung zu ihrer Aufſuchung angetrieben, nämlich: Es wären zu der Zeit der von den **Mauritaniern** in Spanien geſchehenen Einfälle 7 Biſchöffe mit vielen Chriſten zu Schiffe gegangen, um der Verfolgung zu entgehen, nach vielen Mühſeligkeiten hätten ſie in einem Hafen der **Antille** Land gefaſſet und nach Verbrennung ihrer Schiffe daſelbſt 7 Städte gebauet. Es ſezen noch einige Portugieſiſche Geſchichtſchreiber hinzu, daß gegen die Mitte des 15ten Jahrhunderts, zu der Zeit, da der **Infant** *D.* **Heinrich**, Graf von Viſejo, alle Völker in Bewegung ſezte, einen neuen **Weg** nach **Indien** zu ſuchen, ein Portugieſiſch

gieſiſch Schiff durch Sturm an die Küſte der Antille geworfen ſey. Als der Graf ſolches erfahren, habe er ſeinen Steuermann dahin ſenden wollen: da ſich dieſer aber zu einer ſo weiten Reiſe um ſo weniger verſtehen wollen, weil er den Weg nicht ſo genau bemerkt, den er auf ſeiner Rückreiſe nach Portugal genommen, und beſorgt war, daß er wider ſeinen Willen dazu angehalten werden möchte: ſo begab er ſich aus dem Königreiche. Indeſſen ſo fabelhaft dieſe Erzählung iſt, da man in den Antillen keine Spur davon gefunden, ſo hat doch **Herrera**, ein berühmter Schriftſteller von Amerika, geglaubet, daß der Name der eingebildeten Antille denen Inſeln beigelegt worden, welche Colombo zu erſt entdecket; und zwar aus der Urſache, weil ſie beinahe an eben dem Orte gelegen wären, wo dieſe von den obigen Erdbeſchreibern war hinverlegt worden. Wahrſcheinlich kommt der Name von ante her, daß ſie Inſeln bedeuten, die **vor** dem feſten Lande liegen, oder **vor** Anlangung darauf angetroffen werden. Der Name Antille woher?

Die Spanier bekümmerten ſich nach den erſten Entdeckungen wenig um die kleinen Antillen, ſie bevölkerten die großen und von da aus das feſte Land. Sie begnügten ſich jenen Namen zu geben und glaubten ſich in dem Eigentum derſelben ſicher, wenn ſie Die Spanier bekümmerten ſich wenig um die kleinen Antillen.

nur ein Creuz nebſt dem Caſtilaniſchen Wapen darauf pflanzten. Es verzog ſich auch lange bis andere Völker dahin kamen. Das Jahr 1625. iſt der Zeitpunct, wo die Franzöſiſchen und Engliſchen Pflanzſtädte in den Antillen ihren Anfang genommen. Beide Nationen hatten ſich vorher mit dem feſten Land gegen Norden beſchäftiget, wie man aus der Beſchreibung ihrer daſigen Pflanzſtädte ſattſam geſehen. Nun fiel es ihnen ein auch auf die Inſeln zu denken.

Franzoſen und Engländer landen zumal in St. Chriſtoph.

Die Franzoſen und Engländer landeten auf einen Tag an verſchiedenen Seiten auf der Inſel St. Chriſtoph, ohne daß einer von dem andern etwas wußte. Die Franzoſen hatten den Herrn von **Enambuc**, einen Normanniſchen Edelmann aus dem Hauſe **Vauderop** und den dü **Roſſey**, beide Seehauptleute zu Anführern. Der Engländer Befehlshaber aber, war ein Engländiſcher Schifshauptmann, Namens **Waernar** oder **Ouernar**. Beide vereinigten ſich ungeachtet ihrer Beſtürzung, daß ſie einander ſo unvermuthet hier antrafen. Es will zwar du **Tertre**, daß ſchon Franzoſen da geweſen, die mit den Wilden ganz verträglich lebten. Dem ungeachtet beredeten ſich beide Theile ſich ſowol wider die Wilden, als Spanier in gute Verfaſſung und Wehre zu ſezen; ja die Caraiben gar auszutreiben. Damit auch während der

von

von Enambuc und Wärner in Vorſchlag gebrachten Reiſe nach Europa, die Caraiben mit den Spaniern einverſtändlich, oder durch gewiſſe angebliche Zauberer getrieben, die ſie nach ihrem Gefallen lenkten, ſie nicht anfallen möchten; ſo bemächtigte man ſich in einer Nacht der unruhigſten von der Nation und die andern wurden gezwungen, ſich anderswohin zu begeben.

Stoſſen die Caraiben aus.

Die beiden Anführer giengen hierauf nach Europa ihren Höfen von ihren Verrichtungen Nachricht zu geben. Sie wurden gebilliget und beide zu Gouverneurs ernant. Als Enambüc ſahe, daß er ſich ohne eine hinlängliche Stüze nicht erhalten konte; ſo brachte er eine Geſellſchaft zuwege, die durch den Card. Richelieu den 31. Oct. 1626. beſtätiget wurde. Dieſe Geſellſchaft hatte ſowol auf St. Chriſtoph als auf einige darneben liegende Inſeln ihr Recht erhalten, welches 1642. auf alle Amerikaniſche Inſeln vom 10. bis an den 30. Grad nördlicher Breite ausgedehnt wurde. Dieſer Geſellſchaft hat man alle Franzöſiſche Colonien auf den Inſeln zu danken.

Erſte Franzöſiſche Geſellſchaft der Inſeln.

Die Canadiſche Geſellſchaft folgte im Jahr 1627. nach, wie oben ſchon erwähnt worden. Da nun Enambüc ſeine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, ſo kehrte er wieder mit 300. Mann nach St. Chriſtoph zurück. Er kam auch zu Unterſtüzung der

Colonie im Anfang des Frühjahrs 1627. glücklich daſelbſt an.

St. Chriſtoph wird unter die Franzoſen und Engländer getheilt.

Waernar war einige Zeit zuvor auch von England zurück gekommen, hierauf theilten ſie die Inſel. Die Jagd, die Fiſcherei, die Salzquellen, das Holz, die Reeden und Minen verblieben beiden Theilen gemeinſchaftlich. Auch in **London** wurde eine Geſellſchaft errichtet. Der Graf von **Carisle** bekam hierüber den 2. Jun. 1627. die Freiheitsbriefe, wodurch der neuen Colonie noch beſſer aufgeholfen wurde, als bei den Franzoſen geſchahe. Daher fanden ſich die Engländer im Stande 1628. die Inſel **Nieves** in der Nachbarſchaft zu beſezen.

Die Engländer breiten ſich weiter aus.

Die Franzöſiſchen Handlungsgenoſſen unterlieſſen ihrer Colonie dergleichen Verſtärkung zu überſenden; vielmehr erwarteten ſie Amerikaniſche Reichthümer zurück.

Enambuc reiſet nach Frankreich um neue Verſtärkung.

Als **Enambüc** ſahe, daß ſeine Briefe ohne Wirkung waren, reiſete er nach Frankreich und bemühte ſich bei ſeinen Mitgenoſſen und dem Hofe um Verſtärkung, damit er die Engländer in den Schranken der Gleichheit, die ſie zu überſchreiten im Begrif waren, zurück weiſen könte. Er bekam auch wirklich 300. Mann, Schiffe und Vorrath mit, langte im Auguſt 1629. an, und ermunterte die Colonie. **Cuſac** kam auch mit einem Geſchwader die Engländer zu demüthigen, nahm ihnen alle

Schif-

Schiffe hinweg und nöthigte den **Waernar** ſich in ſeine Abtheilung wieder zurük zu ziehen. Beide Nationen würden hernach ohne Zweifel in Ruhe gelebt haben, wenn nicht der Spaniſche Hof über dieſe Colonien eiferſüchtig geworden wäre, da ſie die Inſel als ihr Eigentum anſahen.

D. Friderich von **Toledo**, der nach **Braſilien** geſchikt war, die Holländer daraus zu vertreiben, ſegelte auf Befehl auch nach St. **Chriſtoph** die Franzoſen und Engländer gänzlich zu vertreiben. Man hatte in Frankreich Nachricht davon und **Cuſac** war deßwegen ausgelaufen den Spaniern ſich zu widerſezen: allein er war zufrieden den **Waernar** in Ordnung gebracht zu haben, und als er von den Spaniern nichts hörte noch ſahe, ſo wurde er des wartens überdrüſſig, ließ ſeine Schiffe auseinander laufen, und ließ ſowol **St. Chriſtoph** als St. Euſtach, wo er eine Schanze und Bewohnung angelegt hatte, ohne Hülfe. Endlich ſtellte ſich **Toledo** ein, bemächtigte ſich der vier Engliſchen Schiffe, die bei **Nieves** vor Anker lagen und grif die Franzoſen zuerſt an. Wegen der ſchlechten Gegenwehr des dû **Roſſey** ſtiegen die Spanier leicht ans Land, obgleich **Waernar** gegen 800. Mann zu Hülfe geſchikt, auch dû **Parquet** des **Enambûcs** Neffe 25. Mann gebracht. Lezterer wehrte ſich mit etlichen wenigen als

Die Colonien werden von den Spaniern zerſtört 1630.

ein Held, fiel aber mit 18. Wunden, nachdem er viele erlegt, nieder und ſtarb auf einem Spaniſchen Schiffe. Die Engländer wolten auch nicht anbeiſſen, alles flohe zum Enambük, der ſie Stand zu halten ermahnte, aber es war vergeblich. Du Roſſey nöthigte ihn durch einen verſammelten Rath die Inſel zu verlaſſen und ſich nach Antigoa zu wenden. 400. Franzoſen ſtiegen alſo zu Schiffe. Waernar capitulirte in der Noth, Toledo gab ihm die 4. Schiffe wieder, um ſich mit ſeinen Leuten an Boord zu begeben, ſie faßten ſie aber nicht alle; daher mußten die Engländer verſprechen, bei der erſten Gelegenheit die Inſel gänzlich zu räumen. Toledo drohte, wenn er bei ſeiner Rückkunft von Braſilien noch einige antreffen würde, ſie alle niederhauen zu laſſen.

Die Franzoſen ziehen ſich in andere Inſeln zurük,

Die Franzoſen hatten in der Eile faſt keinen Vorrath mitgenommen, konten auch die Inſel Antigoa nicht finden, kamen darüber in die gröſte Noth, landeten endlich auf der Inſel St. Martin an, aber am ſchlechteſten Orte, wo ſie nicht einmal ſüß Waſſer fanden. Viele ſtarben und du Roſſey nöthigte endlich einen Schifshauptmann mit ihm nach Frankreich zu fahren, wo er in die Baſtille kam. Die Ueberbleibſel der Colonie zerſtreuten ſich auf den Inſeln Montſerrat, St. Bartholomäi und Anguille.

gville, fanden aber keine bleibende Stätte.

Nachdem die Spanier zu St. Chriſtoph alles verwüſtet, geſchleifet und geplündert, zogen ſie ab und die Engländer wagten es da zu bleiben und glaubten gar allein Herrn darauf zu bleiben. Allein ſie betrogen ſich, die Franzoſen fanden ſich nach und nach wieder ein. Einige Holländiſche Schiffe, beſonders aber ein Franzöſiſches halfen ihrem Mangel.

und kommen endlich wieder zu St. Chriſtoph an.

Einige von ihnen hatten ſich währender Zerſtreuung zu den Engländiſchen und Franzöſiſchen Abentheurern geſellt und auf der mitternächtigen Küſte von St. Domingo, die ſie verlaſſen fanden, geſezet. Es wimmelte daſelbſt von Ochſen und Schweinen. Sie trokneten ihr Fleiſch im Rauch wie die Wilden, welches Boucaniren hieß, davon ihnen der Name Boucaniers geblieben. Die Holländer verſprachen ihnen die Häute abzunehmen und andere Nothwendigkeiten dargegen zu verſchaffen. Da ihnen aber doch viel fehlte und das wilde Leben in den Wäldern nicht allen anſtehen wolte, ſo giengen ſie anfänglich nur mit Booten auf die Spaniſchen Schiffe los und machten endlich Beute über Beute. Um ſicherer zu ſeyn ſezten ſich einige auf der Schildkröteninſel, von da aus ſie unter Begünſtigung der Engländer ſo mächtig wurden, daß die ganze Spaniſche Monarchie in Amerika vor ih-

Urſprung der Boucaniers und Flibüſtiers.

nen zitterte. Man hieß ſie Flibüſtiers, von den Flibots her, die ſie anfänglich zur Caperei gebrauchten. Wir wollen dieſer Wagenhälſe bei St. Domingo weiters gedenken. Die Geſchichte zeigt ihres gleichen nicht. Von ihnen kommt jezo die blühende Colonie der Franzoſen auf St. Domingo her.

Die Colonie St. Chriſtoph errichtet ſich aufs neue.

Nun müſſen wir uns wieder nach St. Chriſtoph wenden. Beide Theile bauten ſich von neuem an, daß ſie ſich bald wieder erholten. Ihr Handel fieng an austräglich zu werden abſonderlich mit Tabak. Da es an Handwerksleuten fehlte, erlaubte Enambüc den vornehmſten Einwohnern nach Frankreich zu gehen, um neue Einwohner anzuwerben. Es fanden ſich auch viele ein, welche ſich in den Stand ſezten den Engländern nachzuahmen, die ſtärker waren und auch mehr von London aus unterſtüzt wurden. Daher machten ſie neue Pflanzſtädte in den Inſeln Monſerat, Antigoa, und Barbude. Faſt zu eben der Zeit ſezten ſich die Holländer auf der Inſel St. Euſtach feſte, und dieſe Colonie eignete ſich nachher auch die Inſel Saba zu.

Die Engländer breiten ſich auf andern Inſeln aus. Die Holländer ſezen ſich in den Antillen auch feſt.

Enambüc ſahe inzwiſchen mit Verdruß, daß andere die nah gelegenen Inſeln herum beſezten, und daß er durch die Nachläſſigkeit der Genoſſenſchaft in Frankreich, die ihm die gehörigen Nothwendigkeiten nicht lieferte, um diejenigen Inſeln zu beſezen,

die

die der Colonie doch ungemein wol gelegen geweſen wären. Weil er nun dem geſchehenen nicht abhelfen konte, ſo hatte er ſeine Augen auf **Guadaloupe** gerichtet, und ſchikte ſich an, Mannſchaft dahin zu ſenden. **Olive** aber, einer ſeiner vornehmſten Coloniſten, kam ihm zuvor. Denn als dieſer ſeiner eigenen Angelegenheiten halben nach Frankreich gereiſet war, ſo geſellete er ſich mit dem **dû Pleſſis** und einigen Kaufleuten aus **Dieppe**, zu **Guadaloupe** unter Commiſſion der Handlungsgeſellſchaft der Amerikaniſchen Inſeln, eine Colonie anzulegen. **Olive** und **dû Pleſſis** wurden zu Gouverneurs mit einem gleichmäſſigen Anſehen ernennet, kamen auch den 8. Jun. 1635. mit einer Geſellſchaft von 500. Mann daſelbſt an. Unterdeſſen da **Guadaloupe** dergeſtalt bevölkert wurde, ſo richtete **Enambûc**, deſſen Abſicht ſie entgangen war, ſein Auge auf **Martinique**. Er begab ſich ſelbſt dahin und nahm Beſiz davon; bevölkerte ſie auf ſeine Koſten, und erhielt dadurch das Eigenthum über dieſelbe. Er ließ den **dû Pont**, als ſeinen Lieutenant und den **la Valle** als erſten Hauptmann daſelbſt. Und als er zu **St. Chriſtoph** verſtarb, vermachte er in ſeinem Teſtamente alle ſeine Güter und Gerechtſame, die ihm über Martinique zuſtunden, dem **dû Parquet** ſeinem Neffen und einem Bruder von demjeni-

Franzoſen laſſen ſich in Guadaloupe und Martinique nieder.

jenigen, der den Spaniern zu St. Chriſtoph die Anländung ſo tapfer ſtreitig gemachet. **Enambüc** hatte den dü **Halde**, ſeinen Lieutenant, zum Nachfolger zu St. Chriſtoph, den die Geſellſchaft zum Obergouverneur ernannte.

1638.

Ritter von Poincy, Generalgouverneur der Inſeln kommt daſelbſt an.

Als der Card. **Richelieu** ſahe, daß die Inſeln anfiengen ein Vorwurf von Wichtigkeit zu werden; ſo wolte er einen Mann zum General darüber ſezen, bei welchem Geburt, Herzhaftigkeit und Klugheit ſeinen Abſichten, durch ihren Anwachs, beförderlich ſeyn könte. Hierzu fand er ſeiner Meinung nach, niemand geſchikter, als den **Longvilliers**, Herrn von **Poincy**, Großcreuz des Ordens St. Johannis von Jeruſalem, Commandeur von **Oiſemont** und **Coulours**, auch Oberhaupt des Geſchwaders. Ludwig XIII. machte ihn zum Gouverneur der amerikaniſchen Inſeln. Seine Briefe ſind vom September 1638. Er reiſete den 15 Jan. 1639. von **Dieppe** ab und kam einen Monat nachher nach **Martinique**; von da er nach Guadeloupe, und alsdann weiter nach **St. Chriſtoph** gieng, auch aller Orten den Eid der Treue empfieng. Auf der leztern Inſel richtete er alles aufs beſte ein und machte dieſe Colonie zur beſten auf den Antillen. Nachher war er bedacht, ſie auf den Inſeln St. **Bartholomäi**, St. **Martin** und **Ste Croix**, die er beſezte, auszubreiten.

Der

Die Geſellſchaft der Inſeln zerſchlägt ſich.

Der Tod des Card. Richelieu, die Schwäche der Regierung währender Minderjährigkeit Ludwig des XIV, die innerlichen Kriege, benebſt noch andern Urſachen, ſezten die Handlungsgeſellſchaft der Inſeln in die Verfaſſung, ſich mit denen, die ſich etwa als Käufer angeben würden, ihrer Gerechtſamen halber zu vergleichen. **Du Parquet**, deſſen Oheim Enambuc ihn nach Martinique geſezet, hatte den Anfang gemacht, ſich zu **Granada** und S. **Lucia** einzurichten. Er erhandelte von dieſer Geſellſchaft ihre Rechte und Anſprüche auf dieſe 3 Inſeln. **Houel**, Gouverneur von **Guadaloupe** ließ ſich ebenfals, wegen **Maria galante**, **Deſirada** und der **Heiligen** in Handlung ein. Dieſe beiden waren noch nicht eingenommen, ſo wenig als S. **Lucia**, oder **Alouſia**, wie ſie auch hieß; man ließ ſie aber doch in den Tractat mit einflieſſen, damit nicht etwa ein anderer, wie es hernach von den Engländern auf S. **Lucia** geſchehen, Beſiz davon nehmen möchte. Der Ritter von Poincy erhandelte den 24 Mey 1651. im Namen des Maltheſerordens ebenfals von der Geſellſchaft das Eigentum von **St. Chriſtoph**, **S. Bartholomäi**, **S Martin** und **S. Croix**: und zwei Jahre hernach ward dieſer Handel von dem Könige durch ein Patent beſtätiget, der ſich blos die Oberherrſchaft **über dasjenige vorbehielt**, was in

der

der Abtretung der Geſellſchaft an den **Maltheſerorden** begriffen war, nebſt einer gůldenen Krone von tauſend Thalern, welche bei jeder Verånderung eines Kônigs durch einen Abgeſandten des Ordens überbracht werden ſolte. Auf dieſe Art kamen die Inſeln aus den Hånden der Geſellſchaft und wurden dem Maltheſerorden und andern Privatperſonen, bis in das Jahr 1664 als ein Eigentum beigeleget.

Neue Geſellſchaften unter der Mittellinie.

Unterdeſſen da die Handlungsgeſellſchaft der Inſeln, ihre Gůter zergliederte und vollends in Uneinigkeit gerieth, ſo entſtund eine andere unter dem Namen von **Frankreich unter der Mittellinie.** Alſo hieß man Gůyane, ſo man Cayenne nannte. **Poncet von Bretigny** hatte bereits eine Niederlaſſung in dieſem Lande, jedoch mit ſo ſchlechtem Fortgange, verſuchet, daß es ihn das Leben gekoſtet. Der Abt **Marivan**, Doctor der Sorbonne, **Roiville** ein Edelmann aus der Normandie und der Abt von **Boulaye** waren die Håupter der neuen Geſellſchaft, (*) ſie waren aber nicht glůcklicher. Im December 1653 bliebe von der ganzen Geſellſchaft nichts übrig in **Cayenne**, als die Kôrper von vier bis 500 Mann, die daſelbſt ums Leben gekommen waren, und ihr Vorrath von Geſchůz und andern Nothwen-

(*) Ihre offene Briefe ſind vom J. 1651.

wendigkeiten, in welche Erbſchaft ſich die Wilden theilten. **La Barre** erneurte dieſe Geſellſchaft wieder, ſeine Patente ſind vom October 1663. Jedoch ſie beſtund nicht lange; dann im folgenden Jahre wurde die königl. Handlungsgeſellſchaft von Weſtindien errichtet. Die Franzöſiſchen Inſeln wurden von ihren Eigentümern, an die ſie von der vorigen Geſellſchaft überlaſſen worden, wieder eingelöſet. Der **Malthéſerorden** bekam den Kaufpreis wieder, alle Geſtattungen wurden wiederruffen und die Patente den 11 Jul. 1664 ausgefertiget. Ungeachtet ihre Freiheiten groß waren, ſo beſtund ſie nicht länger als ungefähr 9 Jahre. Denn 1674 brachte der König alle Länder, Inſeln und Beſizungen, ſo er ihr überlaſſen, an ſich, verleibte ſie ſeinen Domainen ein und bezahlte den Antheilnehmenden ihre Actien. (*) Dieſe ſo ſchleunige Widerrufung entſtund nicht gänzlich aus dem Unvermögen der Geſellſchaft, ſich zu unterhalten. Denn ob ſie gleich während des mit den Engländern geführten Krieges großen Verluſt erlitten, und genöthiget worden war, mehr

Königl. Handlungsgeſellſchaft von Weſtindien,

wird auch wieder aufgehoben.

(*) Die Geſchichte der Franzöſ. Handlungsgeſellſchaften iſt zwar ſchon im 2ten Theil S. 118. ff. angeführt worden, wir haben aber um des Zuſammenhangs willen nothwendig einiges wiederholen, vieles aber auch von neuem hinzuthun müſſen.

mehr als eine Million aufzunehmen, auch ihr Ausſchlieſſungsrecht in Anſehung des Handels nach Afrika zu veräuſſern; ſo blieb ſie deſſen ungeachtet noch in ſehr gutem Stande.

Bewegründe dazu.

Weil ſie aber eigentlich blos deßhalb errichtet war, den Handel von Weſtindien, ſo ſich die Holländer unvermerkt zugeeignet hatten, in der Franzoſen Hände zu ſpielen; ſo ſchiene ſie ferner nunmehro nicht nöthig zu ſeyn, indem dieſe Abſicht war erreicht worden. Die Franzöſiſchen Negocianten, denen die Geſellſchaft Erlaubniß ertheilet, nach den Antillen und Canada zu handeln, hatten darin eine ſo große Annehmlichkeit gefunden, und dieſe Fahrten waren ihnen ſo wol bekommen, daß man nicht leicht beſorgen dürfen, daß ſie jemalen an fremde Nationen gelangen würde.

Nun wollen wir alle dieſe Inſeln, nämlich die Franzöſiſchen Antillen, nach einander vorſtellen, in der Ordnung der Niederlaſſungen, wovon man im vorhergehenden einen allgemeinen Begriff gegeben hat. Wir ſolten zwar von St. Chriſtoph, als der Quelle aller Engliſchen und Franzöſiſchen Beſizungen auf den Antillen anfangen, weil wir aber ſchon vieles davon angeführt und dieſe Inſel ſeit dem Utrechter Frieden ganz in der Engländer Händen iſt, ſo wollen wir die völlige Beſchreibung davon verſparen,

ren,

ren, bis wir an die Engländiſchen Pflanzſtädte auf den Antillen kommen. St. Chriſtoph war freilich die erſte Franzöſiſche Pflanzſtädte, ſie gieng aber auch am erſten wieder verlohren. Guadaloupe war die zweite, nun iſt ſie auch dahin und die zweite, ſo in der Engländer Hände gekommen. Weil aber ihr Beſiz erſt durch einen Friedensſchluß muß beſtätiget werden, ſo können wir ſie unterdeſſen noch als eine Franzöſiſche Colonie betrachten.

Drittes Capitel

von der Geſchichte, Beſiznehmung, Verwüſtung und endlicher Eroberung der Inſel Guadaloupe durch die Engländer.

Guadaloupe, ſo die Caraiben, oder die erſten natürlichen Einwohner Caracucira nannten, wurde von Colombo Montags den 4ten Nov. 1493. entdeckt, und zum Angedenken einer Kirche in Catalonien alſo genennet, welcher Name ihr bis daher geblieben iſt. Colombo fuhr den 10 April 1496 noch einmal daſelbſt vorbei und nahm von der Inſel friſch Waſſer auf. Es geſchahe aber weiter keine beſondere Niederlaſſung

Guadaloupe von Colombo entdekt.

laſſung von Seiten der Spanier daſelbſt, ſondern da ſie ſich nur auf den großen Antillen und dem feſten Lande ausbreiteten, ſo ſegelten blos ihre Flotten daſelbſt vorbei und verſahen ſich mit Waſſer. Die Wilden blieben alſo in ruhigem Beſiz, bis und dann die Franzoſen den 8ten Junii (*) 1635 unter ihren beiden Befehlshabern dem Olive und dü Pleſſis daſelbſt ankamen, wie ſchon oben erwähnt worden. Olive war ein kühner Mann und einer der vornehmſten Einwohner von St. Chriſtoph, folglich kann man den eigentlichen Urſprung der Bevölkerung von dieſer Inſel herleiten, obgleich durch Vorſchub der Kaufleute von Dieppe die meiſten aus Frankreich kamen. Sie hatten das Unglück, oder machten den Fehler, daß ſie an einem der ſchlechteſten Oerter der Inſel landeten, worüber ſie in großen Hunger und allerlei Krankheiten fielen. Dis war aber nicht ihr einziger tummer Streich. Sie zogen ſich höchſt unvorſichtig, den Haß der Caraiben zu, welche ihnen ſo lange Lebensmittel hätten verſchaffen können, bis das Land ſie zu ernähren vermocht hätte.

und von den Franzoſen bevölkert,

Dü Pleſſis, welcher bei dem Anblick der Trübſalen der Colonie von Schmerzen

(*) Die Memoires des Commiſſaires de ſa Majeſté très chretienne ſagen den 28 Junii.

zen gerührt wurde, ſtarb den ſiebenden Monat nach ſeiner Ankunft. (*) Man giebt ihm eine liebenswürdige Gemüthsart, nebſt einer Klugheit, welche ſeinem Collegen fehlte. Das hochmüthige Weſen des Olive, welcher allein Statthalter blieb, und ſein hiziges Temperament, hatten den Krieg unter den Franzoſen und Caraiben noch heftiger gemacht, und mußten nothwendig dieſe anwachſende Colonie zu Grunde richten. Er verjagte dieſe wilden Indianer. Da ſie aber nach Dominique gegangen und deren Einwohner auf ihre Seite gezogen; ſo kamen ſie viel ſtärker wieder, als ſie weggegangen waren. Dieſer Krieg dauerte vier Jahre lang. Die Colonie, welche ſtets auf dem Puncte ihres Untergangs ſtund, ſah ſich durch den üblen Ruf, worein ſie gerathen war, noch mehr mit ihrem Verfall bedrohet.

die aber im Anfang unglücklich ſind,

Olive aber verlohr das Geſicht und bald darauf auch das Leben, welchem die Compagnie den Hr. Aubert zum Nachfolger gab. Die Klugheit dieſes neuen Statthalters rettete die Franzoſen, indem ſie in ihren Wohnpläzen einen Frieden herrſchen ließ, welcher den Handel wieder beſeelte und

durch Aubert wieder in Aufnahme,

D

(*) Die Sammlung der Reisbeſchreibungen ſezt den 7den Tag, ſo aber falſch ſcheinet, dann in ſo kurzer Zeit kann das Elend nicht ſo weit gekommen ſeyn.

und ihnen den Ueberfluß brachte. Nach der Zeit hat dieſe Colonie ein noch weit beſſeres Anſehen bekommen. Denn ſie iſt mit hinreichenden Einwohnern beſezt worden, welche ſchöne Häuſer erbauet und die Handlung dergeſtalt empor gebracht haben, daß ſie eine der wichtigſten franzöſiſchen Handlungen der antilliſchen Inſeln geworden.

durch die Engländer aber ihrem Verfall aufs neue nahe gekommen.

Jedoch die Engländer ſtöhrten ihren Wohlſtand zu zweimalen, wodurch die Colonie faſt aufs äuſſerſte gebracht worden. Als ſie im J. 1691. unter den Generals **Codrington** und **Thornhill** die Inſel **St. Chriſtoph** den Franzoſen abnahmen, und ſie noch überdiß aus **St Martin** und **Bartholomäi** vertrieben, ſo dachten ſie ihnen durch Hinwegnehmung der Inſeln **Guadaloupe** und **Martinique** in den kleinen **Antillen** vollends den Garaus zu machen. Die erſte Unternehmung auf **Guadalonpe** geſchahe im October eben deſſelben Jahrs. Der Admiral **Wright** wurde mit 6 ſtarken Kauffartheiſchiffen, die zu **Barbados** als Kriegsſchiffe ausgerüſtet worden, verſtärkt, und auch mehr Mannſchaft unter den Obriſten **Boteler** und **Salter** herbeigebracht und zu **St. Chriſtoph** verſammelt: allein der Admiral **Wright** wurde beſchuldiget, daß er ſeine Pflicht ſehr nachläſſig beobachtet, und daß er aus Eiferſucht gegen den General **Codrington**, oder aus Furcht vor den Fran=

Franzoſen das Unternehmen auf Guadaloupe verhindert habe. Er trug keine Sorge, die See von den franzöſiſchen Capers, die die Engliſchen Inſeln in die gröſte Verlegenheit ſezten, zu befreien; und was er zu Guadaloupe verrichtete, verdienet kaum angemerkt zu werden, ob er ſchon eine gute Flotte hatte, die wol ausgerüſtet und mit Mannſchaft verſehen war. Er und der General Codrington (wie ein anſehnlicher Mann damals an einen ſeiner Freunde ſchrieb) (*) verlieſſen Guadaloupe ohne einige Urſache, auſſer ihrer Eiferſucht und Furcht vor der franzöſiſchen Flotte; da wir doch noch dreimal ſo viel Volk hatten, als die Franzoſen. Sie lieſſen ihre Mörſer hinter ſich. Und die Franzoſen verlieſſen es auch zu gleicher Zeit, weil ſie nicht anders meinten, als daß wir Martinique angreifen wolten: alſo daß ein jeder, der nur gewolt, die Inſel eine Weile beſizen können. Dieſer Kriegszug iſt einer von den unverantwortlichſten von dem ich jemals gehört habe. Wright wurde auch wegen ſeiner Nachläſſigkeit und Zaghaftigkeit als ein Gefangener nach England geſandt.

Die zweite Unternehmung gegen Guadaloupe lief etwas beſſer ab. Der junge Codrington, ein Gelehrter und ein guter Ge-

Zweite Unternehmung der Engländer gegen Guadaloupe.

(*) S. das Brittiſche Reich in Amerika S. 1155.

General, folgte ſeinem Vater in der Statthalterſchaft zu St. **Chriſtoph.** Als der Admiral **Bembow** mit einer Flotte bei den Inſeln angelangt und ſeine Leute daſelbſt einquartirt, ſo rüſteten ſich die Engliſchen Colonien durch Ausſchickung ihrer Caper und Errichtung eines Regiments auf eine neue Unternehmung wider **Guadaloupe.**

Den 7 März 1702 kam der General mit der Land- und Seemacht bei der Inſel Guadaloupe zu ſtehen. Die Franzoſen ſchoſſen von dem Ufer auf ſie, tödteten aber nur einen Mann und verwundeten einen Knaben. Die Flotte gieng ab und zu, bis den 10ten, weil ſie die Ankunft eines Kriegsſchiffes und einige andere kleine Schiffe, die bei **Marie galante** lagen, noch erwartete. Als ſie anlangten, landete der Gouverneur gegen Nordweſt der Inſel mit einiger Mannſchaft und zerſtörte einige Pflanzungen.

Den 12ten landete der Obriſte **Byam** mit ſeinem Regiment, und noch einem Haufen von 200 Mann, bei anbrechendem Tag an einem Ort, les petits oder vieux habitants genannt; wo ſie einigen Widerſtand fanden, aber den Feind bald zum Rückzug nöthigten.

Um 9 Uhr des Morgens landete der Obriſte **Whetham** mit ungefähr 800 Mann mehr in einer Baye, nicht weit vom vorigen Orte, Baillif genannt, wo er nach-

drück-

drücklichen Widerſtand von der ganzen feindlichen Macht, die ſich hinter eine ſehr gute und vortheilhafte Bruſtwehr poſtirt hatte, antraf. Dieſe feuerten mit großem und kleinem Geſchüz ohne Unterlaß auf die Engländer weil ſie landeten, inſonderheit aber auf eine recht grimmige Weiſe nach der Flagge. Dem ungeachtet, ruckten die Engländer tapfer hinauf bis an die Schanzen, mit geſchultertem Gewehr, ohne einen Schuß zu thun, bis ſie ſo weit hinan kamen, daß ſie die Mundlöcher von ihrem Gewehr auf die Spize der feindlichen Bruſtwehre legen konten. Sie verlohren aber 3 Hauptleute an der Spize ihrer Grenadiers, noch ehe ſie ſich der erſten Bruſtwehr bemeiſtern konten. Der Obriſte Willis that ſich beſonders hervor. Um Mittag hatten ſie ſich aller Auſſenwerke des Feindes bemeiſtert. In einer Stunde hernach wurde die Stadt Baillif, wie auch die Jacobiner-Kirche, welche beveſtigt war, und 10 Canonen erobert. Um 2 Uhr Nachmittags nahmen ſie eine Schanze ein, wo die Franzoſen 3 Canonen hatten, und eine Redoute mit einer Canone. Zu Nacht griffen 400 Mann und das Regiment Seeleute die Jacobine-Pflanzung und die Bruſtwehr längſt des Jacobin-Fuſſes an, welches die ſtärkſte und vortheilhafteſte war, welche ſie nach 2 Salven eroberten. Des folgen-

den Tags marſchirte der General ohne allen Widerſtand, auſſer dem Feuer der Canonen, auf Baſſeterre und nahm von dieſer Stadt Beſiz, woſelbſt ſie eine Woche blieben und immittelſt immer Partheyen ausſandten, der Einwohner Häuſer, Zuckerwerke, Pflanzungen und Lebensmittel zu zerſtören. Sie belagerten das Fort von Baſſeterre und rückten bis auf einen Piſtolenſchuß gegen daſſelbe an und auf einen Mouſketenſchuß gegen das Caſtell, welches 16 Canonen zur Batterie aufgeführt hatte. In dieſe Forts flüchteten ſich die Einwohner mit ihren Familien und beſten Sachen und überlieſſen das ganze offene Land der Engländer freiem Willen, die alles verheerten und verbrannten, auch ſelbſt Baſſeterre. Aber alle dieſe Vortheile wurden durch einige Zwiſtigkeiten unter den Befehlshabern fruchtlos gemacht; jedoch der tapfere Widerſtand der Franzoſen und die Krankheiten, ſo unter den Engländern einriſſen, waren die Haupturſachen, die den General nöthigten, ſeine Leute, nachdem ſie der Eroberung dieſer Inſel ſo nahe waren, wieder einzuſchiffen.

Müſſen abziehen.

Franzoſen erhohlen ſich wieder.

Die Franzoſen ſtellten nach der Engländer Abzug alles wieder in gehörige Ordnung, bauten ſich wieder an, bekamen Zuſchuß und Leute aus Frankreich, machten mehrere Befeſtigungen: mit einem Wort die In-

ſel erholte ſich dergeſtalten wieder, daß dieſe Pflanzſtadt eine der blühendeſten in ganz Amerika wurde. Dis daurte bis auf die gegenwärtige Zeit, da der Krieg in Amerika von neuem angieng.

Ihre Handlung wurde geſperrt, die Bedürfniſſe mangelten, die Engländer nahmen eine Menge Schiffe hinweg, die von Guadaloupe beladen ausfuhren. Sie wolten auch neutralen Schiffen, beſonders den Holländern keinen Eingang noch viel weniger Zufuhr verſtatten. Der Zucker, der Indigo, die Baumwolle und andere Waaren blieben entweder liegen, oder fielen ſie meiſtens auf den Schiffen in der Engländer Hände. Als dieſe im vorigen Jahre ſo glücklich waren den Franzoſen Capbreton, gleichwie auch die Inſel St. Johann bei dem Laurenziſchen Meerbuſen wegzunehmen, die Garniſon zu Kriegsgefangenen zu machen und ihre Flotte daſelbſt in dem Hafen bei Louisburg zu verderben: ſo war mit Anfang dieſes Jahrs ihre Hauptabſicht die Franzoſen nicht nur auf dem feſten Lande in Canada ſelbſt anzugreifen, ſondern auch zur See in den Antilliſchen Gewäſſern ihnen einen Streich beizubringen, um die franzöſiſche Handlung wo möglich in Weſtindien ganz zu zernichten.

Neuer Unſtern und gänzliche Eroberung dieſer Inſel von den Engländern.

1758.

Zu dem Ende wurde von London aus dem Commodore Moore Ordre zugeſandt noch

im vorigen Jahre um Martinike herum zu kreuzen, dann eigentlich war es zu erſt auf dieſe Inſel abgeſehen, und die Zufuhr aus St. Euſtache auf alle mögliche Weiſe zu verhindern. Er bloquirte auch wirklich den Hafen von Martinike, und legte ſich ſo ſicher vor Anker, daß ihm weder das Wetter, noch das Geſchüz des Forts St. Pierre ſchaden konte. In dieſer Stellung erwartete er die Flotte des Admiral Hughes nebſt 4 Schiffen von der Linie zu ſeiner Verſtärkung. Der Chef d' Eſcadre Hughes ſegelte auch wirklich den 12. Nov. von Spitehad ab. Der Sammelplaz der Flotte ſolte an der Inſel Dominike ſeyn, welche zwiſchen Martinike und Guadaloupe liegt, und die bequemſte Gegend zu einem Angriffe auf die zwo leztern Inſeln iſt.

Der Entwurf zu dieſer Unternehmung ſoll von dem Capitain Schuldham gemacht worden ſeyn, welcher auf dem Kriegsſchiffe, der Warwik, durch eine Franzöſiſche Eſcadre genommen und gefänglich nach Martinique gebracht worden. Während der Zeit, als er ſich allda befand, hatte er die Freiheit auf ſein Ehrenwort in der Stadt von St Peter herum zu gehen. Er machte hiebei ſeine Betrachtungen über die Stärke ihrer Befeſtigungen und die leichteſte Art, den Plaz mit Nuzen anzugreifen. Als der Capitain ausgewechſelt war, theilte er dem

Moore ſeine Anmerkungen mit. Dieſer ſchickte ihn ſo fort nach England mit ſtarken Empfehlungen an den Miniſter Pitt. Sein Entwurf wurde in dem Staatsrathe des Königs unterſucht und genehmiget. Man verlohr nicht einen Augenblick denſelben auszuführen.

Die Königliche Flotte langte hierauf den 15. Jan. 1759. vor Portroyal auf Martinique an Den 16. ſtiegen die Trupen ans Land, nachdem die Flotte die Batterien der Franzoſen demontirt und ihre Retrenchements forcirt hatte. Den 17. verlangte der General Hopſon, daß man die ſchwere Artillerie ausſchiffen, oder wenn es nicht möglich wäre, die Barquen zur Zurückführung der Trupen bereit halten ſolte; dieſes leztere geſchah gegen Abend. Den 18. ſchlug der General Hopſon vor, St. Pierre ohne Zeitverluſt anzugreifen. Den 19. unterſuchte Hr. Moore die Küſte, und fand, daß ſich die Kriegsſchiffe dabei ſehr ruiniren würden, er ſchlug alſo vor, Baſſeterre auf der Inſel Guadaloupe anzugreifen. Hr. Hopſon nahm den Vorſchlag an, und den 22. kam die Flotte vor Guadaloupe zum Vorſchein. Die Hauptſtadt derſelben ward ſo befeſtigt befunden, daß der General-Ingenieur urtheilte, die Eroberung ſey durch Schiffe nicht möglich. Der Admiral Moore fieng aber doch den 23.

den Angriff an, und des Abends hörten alle Batterien der Stadt und des Forts auf zu ſpielen. Indeſſen konten die Trupen nicht eher als den 24. ans Land treten, und da ſezte ſich Hr. Moore in Beſiz der Stadt und des Forts, ohne Widerſtand, indem der Gouverneur die vornehmſten Einwohner und bewafneten Negers ſich ins Gebirge geflüchtet hatten. Die Bomben hatten die Stadt in Feuer geſezt, ſo, daß viele Häuſer mit ihren Effecten und ungemeinen Schäzen im Rauch aufgegangen. So wol der Admiral, als General, haben die Tapferkeit ihrer Untergebenen nicht genug hiebei loben können. Sie haben nur 39. Todte und 77. Verwundete bekommen; wovon 69. bei dem Angriff von Martinique darauf gegangen, woſelbſt auch die Engliſchen Schiffe einigen Schaden gelitten.

Die Hauptſtadt von Guadaloupe wird zum zweitenmal verbrant.

Die Trupen, welche zu dieſer Unternehmung gebraucht worden, mögen in allem 4000. Mann ausmachen. Jedoch hat man mehr als 1500. zu **Barbados** und am Bord der Flotte krank zurük laſſen müſſen. So bald die Flotte herbei ſegelte, ſo ſteckten die Franzoſen bei 30. Kauffarteiſchiffe und Capers in Brand, die in daſigem Hafen lagen. Die ausgeſtiegenen Trupen lagerten ſich in der Nachbarſchaft der zerſtörten Stadt. Der Franzöſiſche Gouverneur, der ſich ins Gebirge mit den ſeinigen geflüch-

flüchtet, wurde ohne Aufenthalt aufgefordert, man ließ ihm zu ſeinem Entſchluß einige Zeit, er erklärte ſich aber ſich auf den lezten Mann zu wehren. Indeſſen fiengen die Krankheiten auch unter den Engländern an Leute hinweg zu raffen: daher der Admiral **Coates** mit 8. Kriegsſchiffen von **Jamaica** aus unter Segel gegangen um den Admiral **Moore** bei Guadaloupe zu unterſtüzen, welcher auch bereits von den **Barbadiſchen** Inſeln und von **Antigoa** aus Verſtärkung erhalten, um ſo wol **Guadaloupe** vollends zu erobern, als auch Martinique von neuem anzugreifen, woſelbſt an Lebensmitteln und Munition kein allzugroßer Ueberfluß, auch nur 2300. Mann regulirter Trupen und 7. bis 800. Mann Landmiliz vorhanden ſeyn ſollen, welche noch dazu mit kleinen Stücken nicht wol verſehen ſeyen, als welche man auf die Capers vertheilet habe, wie die neuern Nachrichten ſagen. Die Trupen, ſo auf Guadaloupe campirten vermehrten ſich endlich auf 6000. Mann, worüber der General Barrington das Commando erhielt. Jedoch gab der Admiral **Moore** dem Hofe zu London zu erkennen, daß er zu weitern Unternehmungen noch mehr Verſtärkung nöthig hätte. Man nahm auch gleich den Entſchluß den Capitain **Tyrel** mit 9. Kriegsſchiffen noch dahin abzufertigen, und ihm

1800.

1800. Mann Landtrupen 100. Bombardiers, auch eine doppelte Anzahl Seeſoldaten, nebſt einer Menge Schaufeln, Sturmleitern, Schanzkörbe, Schubkarren und Arbeitsleute mitzugeben.

Die ganze Inſel erobert,

Moore und Barrington erwarteten aber dieſe Hülfe nicht, ſondern trieben die Franzoſen von einem Retrenchement zum andern. Die Schwarzen erregten hierüber einen Aufſtand, man konte ſie nimmer zuſammen halten, daher liefen ſie haufenweiſe zu den Engländern und zeigten ihnen alle Wege und Steige. Bis auf den 26. April hatten ſich die Engländer aller Forts bemeiſtert, das allerfeſteſte Fort Louis genannt, verbrannten ſie auch. Endlich capitulirte der Gouverneur Dürteil und die Einwohner der Inſel den 1. Mai. Nach dem Inhalt der weitläuftigen Capitulation iſt dem Gouverneur und den Trupen der freie Abzug mit allen Kriegsehren, den Einwohnern aber, die ſich unter Engliſchen Schuz begeben, der Genuß ihrer Freiheit, Güter und Habſeligkeiten verſichert worden. Der General Barrington hat die Landtrupen, die ohne weiteres zuthun der Flotte, auſſer dem Schif Rebuk, die Eroberung geendiget, alles Lob beigelegt, abſonderlich die Generals Clavering und Crump ſehr erhoben.

Eine Stunde nach Unterzeichnung der Capitulation kam ein Expreſſer im Franzöſiſchen

ſiſchen Lager an, mit der Nachricht, daß 600. Mann regulirte Trupen, 2000. Baucariers (*) und für 2000. Mann Waffen, Artillerie und Munition unter der Befehlsführung des Hr. **Beauharnois** und der Begleitung der Eſcadre des Hrn. **Bompart** zu St. **Anna** gelandet hätte; auf die Nachricht aber, daß die Capitulation bereits ſchon geſchloſſen ſey, hat ſich dieſer Succurs wieder zu Schiffe begeben. Der Admiral **Moore** iſt zwar darauf der Franzöſiſchen Eſcadre nachgeſegelt, hat ſie aber nicht einholen können, ſondern zu **Portroyal** 9. Schiffe und 3. Fregatten ſtark einlaufen ſehen. Der Admiral von **Bompart** iſt im Jenner von **Breſt** abgegangen, um den Antilliſchen Inſeln zu Hülf zu kommen, er kam aber zu ſpät und mußte ſich in **Martinique** bloquiren laſſen.

Die Franzoſen ſchäzen inzwiſchen den Verluſt von **Guadaloupe** ſo hoch, oder höher, als den von **Capbreton**, obgleich dieſes die Thüre zu **Quebek** und ganz Canada geöfnet hat, woher man den wichtigſten Nachrichten entgegen ſiehet.

So bald man in London die vergnügte Nachricht von der Eroberung Guadaloupe er-

(*) Vielleicht ſind dieſe Baucariers eigentlich Boucaniers aus der Inſel St. Domingo, daß es alſo ein Druckfehler in den öffentlichen Zeitungen geweſen.

erhalten, ſo ſchickte man etliche Transport-ſchiffe mit Trupen und andern Bedürfniſſen dahin, um die Forts wieder herzuſtellen und alles in gehörige Ordnung zu bringen, damit man wider alle Anfälle auf guter Huth ſeyn möchte. Es wird auch nicht an neuen Einwohnern von Seiten der Engländer fehlen, da einige ihrer Inſeln mit Einwohnern faſt überſezt ſind.

Nur diß iſt noch anzufügen, daß nach der Landung auf Guadaloupe die Engländer keinen ſonderlichen Verluſt weiters gehabt, als 11. Todte, ſo erſchoſſen worden, 21. Verwundete und 22. an Krankheiten verſtorbene, folglich müſſen die Krankheiten nicht ſo gar heftig geweſen ſeyn.

gleich wie auch Mariegalante.

Bei dieſer Erobrung blieb es nicht. Der Admiral Moore bemeiſterte ſich auch noch der Franzöſiſchen Inſel Marie galante, welches den Engländern einen großen Vortheil über die Franzoſen in Martinique giebt, als welche Inſel nahe dabei lieget. Da nun der Capitain Tyrrel mit ſeiner Flotte wird angelangt ſeyn, ſo wird man bald etwas neues von Martinique hören. Die Nachricht von der Erobrung Marie galante iſt vom 7. Mai aus Jamaica eingeloffen.

Nachdem nun die Geſchichte der Inſel von ihrer Entdeckung an bis auf die neueſten Zeiten vorgelegt worden: ſo wollen wir ſie ſelbſt nach ihrem innern Zuſtande beſchreiben.

Vier-

Viertes Capitel.

Die Beſchreibung von Guadaloupe, ihrer Lage, Größe, Beſchaffenheit und Handlung.

Mangel der regelmäſſigen Beſchreibungen.

Bei dem Mangel der regelmäſſigen Beſchreibungen, abſonderlich der Franzöſiſchen Antillen, hat man keiner andern Art zu folgen, als daß man mit der alten Beſchreibung anfängt und hernach alle die Beobachtungen beibringt, die in den ſpätern Nachrichten zerſtreut gefunden werden. Von den Engländern hat man den **Joh. Laet** und **Richard Bloom**, die aber ſehr kurz und unvollſtändig geweſen. **Rocheſort** iſt hernach der ältiſte, ſo von den Antillen geſchrieben: aber er widerſpricht ſich öfters und iſt ſehr unbeſtändig und unzuverläſſig. **Dü Tertre** iſt viel genauer: allein da er im vorigen Jahrhundert ſchrieb, wo die Bevölkerung der Inſeln noch nicht ſo nahmhaft war, und da er bei der Erd- und Naturbeſchreibung ſehr kurz iſt; ſo kann man auch nicht gar viel erhebliches zuſammen leſen. Der Pater **Labat** in ſeinen neuen Reiſen nach den Antillen iſt hie und da ungemein ausführlich, ſo, daß er oft alle ſeine Mahlzeiten beſchreibt; hingegen fährt er oft über die wichtigſten Gegenſtände weg und iſt voller Unordnung, obgleich ſeine

ne Nachrichten ſehr practiſch ſind. Er hat zu Anfang dieſes Jahrhunderts ſeine Reiſebeſchreibung nach den Antillen verfertiget. Wir wollen ſehen, daß wir aus dieſen allen das merkwürdigſte zuſammen leſen und in eine ſo viel möglich anſtändige Ordnung bringen, bis wir etwa aus den neueſten Engliſchen Nachrichten einen Nachtrag thun können.

Lage und Größe der Inſel Guadaloupe.

Die Lage von **Guadaloupe** wird ſehr verſchieden angegeben, gleichwie auch ihre Größe. **Dů Tertre** ſezt ſie in 46. Grad Norderbreite, ſo offenbar falſch. Neuere Reiſende ſezen ſie 16. Grad 20. Minuten. Nach des d'**Anville** Charte vom Mexikaniſchen Meerbuſen ſcheint ſie auch wirklich dieſe Lage zu haben, obgleich dieſe Maaſen bei einer großen Inſel nach dem Unterſchiede der Oerter, wo ſie genommen werden, unterſchieden ſeyn können.

Haupt-Eintheilung der Inſel.

Was man hier als eine einzige Inſel vorſtellet, bildet in der That zwei Eilande, die durch einen kleinen Arm von der See, welcher ſie von Oſten nach Weſten durchgehet, in zween Theile getheilet ſind. Der eine ſo gegen Europa, oder gegen Oſten liegt, heißt **Grande terre**, das große Land, weil es größer ſeyn ſolle, als der andere Theil, obgleich nach **Bellins** Charte kein ſonderlicher Unterſchied iſt. Der andere Theil gegen Weſten heiſſet eigentlich **Guadalou-**

daloupe, weil er zuerſt entdecket und bevölkert worden. Dieſer Theil wird wieder in Cabesterre und Baſſeterre, oder in das obere und niedere Land eingetheilt, wie auf allen kleinen Antilliſchen Inſeln. Dieſe daſelbſt ſo gebräuchliche Namen müſſen erklärt werden. Man verſteht durch den erſten dasjenige Stück einer Inſel, welches nach Morgen liegt, und ſtäts durch die ordentlichen Winde erfriſchet wird, welche von Norden nach Oſt-Südoſt umlaufen. Das niedere Land, oder Baſſeterre iſt das entgegen geſezte Stück. In dieſem laſſen ſich die ordentlichen Winde nicht ſo ſehr empfinden; die Berge, ſo gemeiniglich mitten auf den Inſeln ſehr hoch, halten ſie zurück. Es iſt folglich viel heiſſer: zu gleicher Zeit aber iſt das Meer daſelbſt viel ebener, viel geruhiger und zum Ankern und Befrachten der Schiffe viel bequemer. Gemeiniglich ſind die Küſten daſelbſt auch niedriger als zu Cabesterre, wo ſie meiſtentheils aus hohen Geſtaden beſtehen, gegen welche das Meer ſchlägt, und ſich mit Heftigkeit bricht, weil es ohne Aufhören durch den Wind dahin getrieben wird. Man ſiehet hieraus die verſchiedenen Climata dieſer Inſeln, die zur Manchfaltigkeit der Pflanzen ungemein beförderlich ſind. Ob gleich alle Antillen unter dem heiſſen Erdgürtel liegen, ſo kann man doch eine verſchiedene

Cabesterre und Baſſeterre was ſie bedeuten.

und zum Theil recht gemäſſigte und friſche Luft genieſſen, die man immer friſcher findet, je höher man wohnet.

Gröſſe der Inſel.

Das große **Land** ſoll nach **Labat** 35 Seemeilen im Umfange haben, und beide zuſammen ungefähr 90, ſo aber zu viel ſcheint. Dü Tertre gibt Guadaloupe nur 45 Seemeilen im Umfang, welches zu wenig vor beide Eilande und zu viel vor eines iſt. Nach Bellins Charte in der **Samml. der Reiſebeſchreibungen** iſt das große Land, wo es am längſten und breiteſten, 14 Meilen lang und 5 breit, der andere Theil, ſo eigentlich **Guadaloupe** heiſt, iſt 12 und eine halbe Meile lang und 7 und eine halbe breit; wodurch die Länge von beiden 33 gemeiner Reiſeſtunden und die Breite 16 ſolcher Stunden ausmacht, die Seemeile nämlich zu fünf Viertelſtunden gerechnet, da 20 auf einen Grad gehen, ein Grad aber 25 Reiſeſtunden enthält. Dieß kommt mit den neueſten Nachrichten aus England ziemlich überein, die der Inſel 70 Engliſche Meilen d. i. 35 Reiſeſtunden zur Länge, und zwiſchen 50 und 60 Meilen Breite geben, ſo etwas zuviel ſeyn möchte.

Geſalzener Fluß.

Wir wollen mit der Beſchreibung des Seefluſſes anfangen, der beide Eilande von einander ſcheidet. Sie ſind daſelbſt am ſchmalſten, und das Meer macht auf beiden Seiten einen Buſen, der gegen Nordweſt

heißt

heißt der große Sack, (*) und der gegen Süd-Oſt der kleine Sack. Die Breite des Seefluſſes an ſeiner Mündung gegen dem großen Sack iſt ungefähr 50 Toiſen. Sie nimmt darauf ab und hat an einigen Orten nicht über 15 Toiſen. Seine Tiefe iſt eben ſo wenig gleich. **Labat** fand, daß er an einigen Orten ein Schiff von 500 Tonnen tragen konte, und daß an andern nicht leicht eine Barke von 50 bei niedriger Ebbe hinüber gehen würde. Weil aber ſeine Breite durch die **Manglen**, oder **Paletuvenbäume**, welche ſeine Ufer bedecken, zuſammen gezogen wird: ſo würde man vielleicht mehr Waſſer darinnen finden, wenn dieſe Länder umgerodet würden. Allein **Labat** hat ehedeſſen nicht gerathen, ſolches eher zu unternehmen, als bis das Land beim großen Sack genug bevölkert ſey, um ſich vor den Einfällen der Engländer zu vertheidigen, die häufig geſchehen würden, wenn ſie mit großen Schiffen in den geſalzenen Fluß hinein fahren könten.

Sonſt machet er eine angenehme Abſchilderung von dieſem Fluße. Die Schiffart auf ſolchem, ſagt er, iſt allerliebſt. Das Waſſer iſt hell, ruhig und ſtets ſo eben, wie ein Spiegel. Er iſt mit ſehr hohen

Manglebäume an deſſen Ufer.

(*) Ein Sack, oder cul de sac iſt auf den Inſeln ſehr gewöhnlich, und heißt ſo viel, als eine Bucht.

Manglen beſezet, deren Schatten daſelbſt eine liebliche Kühle gibt. Dieſe Bäume wachſen im Ueberfluß auf den Inſeln. Wenn ſich ihre Aeſte am Ufer ins Waſſer hängen, welches häufig geſchiehet, ſo ſezen ſich durch den Meerſchaum die jungen Auſtern daran, die immer größer werden und folglich auch die Aeſte weiter hineinziehen, ſo, daß wenn man hernach einen ſolchen Aſt abhauet, ſo findt man ihn voller Auſtern, daß ſie alſo hier recht auf den Bäumen wachſen. Der geſalzene Fluß iſt von einer Mündung zur andern über zwo Meilen lang. Der Grund um dieſen Fluß her iſt vortreflich; er gehörte ehedeſſen bis an den großen **Goyavenfluß** dem ehmaligen Beſizer **Houel** und
1707. wurde unter dem Namen **Houelsburg** zu einem Marquiſat erhoben, obgleich noch kein Dorf darinnen war. Die Gegend wird von zween kleinen Bächen gewäſſert, die in den geſalzenen Fluß fallen, und einen kleinen Waſſerfall verurſachen. Die Bequemlichkeit an einem ſo heilſamen Orte ſüß Waſſer zu finden, hat gemacht, daß man ihm den Namen der ſchönen Wirthin gegeben; man ſieht daſelbſt zween große Bäume, auf deren Rinde die Vorbeireiſenden ihre Namen einſchreiben. Der Boden (*) iſt mit Gehölzen bedecket, auſſer ei-

(*) Wir verſtehen hier nur die Seite von dem

einer Savannah(**) von 4 oder 500 Schritten gegen den kleinen Sack, welcher von dem Fluß der Ecke bis an die Spize Guign' au Vent ſich erſtrecket.

Nun wollen wir Guadaloupe, oder das weſtliche Eiland, nach ſeinen Kirchſpielen, oder Vierteln, in die es eingetheilt wird, durchgehen: wir wollen das niedere Land zuerſt beſchreiben. Der Anfang ſoll von dem Hauptort Baſſeterre und deſſen Kirchſpiel geſchehen. Er liegt an der ſüdlichen Küſte, hat einen guten Hafen und wird von einem Fort vertheidiget, welches auf einem erhabenern Boden, als die Stadt, lieget, und wird gegen Südoſt von dem Gallionenfluſſe begrenzet, welcher an dem Fuß einer Reihe ſehr hoher und ſteiler Felſen hin fließt, worauf die Mauren des Forts ſtehen. Die Südweſtſeite geht nach dem Mee-

Kirchſpiel Baſſeterre.

Fluß, die gegen Weſten auf Guadaloupe lieget, welchen Namen wir nur dem einen Eilande beilegen zum Unterſchied vom großen Lande.

(**) Der Name Savannah kommt auf den Inſeln oft vor, daher muß er erklärt werden. Er bedeutet etwas niedrig eben Land, woſelbſt indianiſch Korn von ſelbſt wächſt. Eigentlich ſind es Waidpläze, wo das Vieh waidet und vortreflich Futter bekommt. Man muß ſie oft abbrennen, weil das Korn und Gras ſich zuviel vermiſchet. Sie haben ein leichtes Erdreich. Bei jeder Zuckerpflanzung muß auch eine Savannah ſeyn.

Meere zu, wovon es durch den Raum von ungefähr 100 Schritten abgeſondert iſt, worein man einen Weg gehauen hat, der an das Ufer hinab gehet. Die Nordweſtſeite ſiehet nach der Stadt und den Gebirgen zu. Dieſes Fort war vor dem nur ein ſteinern Haus, welches der Eigentümer der Inſel, Houel, hatte erbauen laſſen, um den Streifereien der Wilden zu widerſtehen. Mit der Zeit ließ er vorſpringende Winkel vor jeder Seite machen; und das Gebäude, welches viereckigt war, bekam die Geſtalt eines Sternes mit 8 Spizen, deren jede ſechsthalb Toiſen lang war. Man fügete zwo Mauren hinzu, deren eine mit dem Fluß, die andere mit der Stadt parallel lief; man brachte daſelbſt eine kleine Flanke an, in welcher man das Thor und eine Treppe machen ließ, um auf die Terraſſe zu ſteigen, welche den Eingang in die Zimmer hat. So war die alte Feſtung beſchaffen. Nachher hat man das Haus und die Terraſſe mit einer Bruſtwehre von Erde und Faſchinen verſehen, an welcher man unten einen Graben in den Felſen, oder in ein Erdreich, welches eben ſo hart iſt, gehöhlet hat. Man hat dieſe Bruſtwehr und dieſen Graben durch einige vorſpringende Winkel bis an den Fuß einer Höhe verlängert, die ungefähr 200 Schritte von dem Donjon entfernet iſt, und es durchaus beſtreicht.

Fort.

Ende

Endlich hat man auf dieſer Höhe einen ſogenannten Cavalier gemacht, welcher mit Mauerwerk befeſtiget iſt, und viele Schießſcharten hat. Die Seite, welche nach der Stadt zu geht, iſt 9 Toiſen lang, die nach den Gebirgen zu ſechsthalb, und die welche mit dem Donjon gleich iſt, nur 3. was man Donjon nennt, iſt das alte Haus mit 8 Spizen. Man hat auf den Cavalier 8 Canonen geſezt und 3 Stücke auf die Terraſſe an der Seite des Donjons. Dieß war zu Labats Zeit alles Geſchüz. In dem dicken Gemäuer des Hauſes iſt eine Ciſterne und 2 Pulvermagazine, wovon das eine zum Gefängniſſe diente. Die Baraquen der Officiers und Soldaten ſind in dem Raume, der ſich von der Terraſſe nach dem Cavalier erſtreckt. Die ordentliche Beſazung dieſes Plazes war eine Compagnie von der Marine von 50 bis 60 Mann mit 3 Officiers. In dieſem Zuſtand hatte ſie 1691 eine Belagerung von 35 Tagen ausgeſtanden, und dem Stadthalter von **Ragny** Zeit gegeben, von Martinique mit einigen Trupen von der Landmiliz und den Flibüſtiers anzukommen, welche die Engländer nöthigten ſich zurück zu ziehen, etwas Geſchüz und Munition, nebſt den Kranken und Verwundeten zurück zu laſſen.

Baſſeterre wurde nach dem Brand wieder aufgebaut. Sie hatte eine lange Straſ-

ſe, welche unter der Höhe anfangt, wor-
auf das Fort lieget, und ſich bis an das Ufer
des Regenbachs **Billau** erſtrecket. Sie wird
auf ungleiche Art in zwei Drittheile ihrer
Länge durch den **Grasfluß** zerſchnitten.
Das gröſte Stück, welches zwiſchen die-
ſem Fluſſe und dem Fort iſt, behält den
Namen **Baſſeterre**, und dasjenige, was
von dem **Grasfluſſe** bis an den Bach **Bil-
lau** iſt, heißt der Flecken St. **Franciſcus**;
weil die Capuciner daſelbſt ihre Kirche und
Kloſter haben. Dieſe beiden Viertel wer-
den von 5 oder 6 kleinen Gaſſen durch-
ſchnitten, und enthalten vier Kirchen. Die
Jeſuiterkirche iſt ſchön inwendig mit Qua-
derſteinen nebſt einem Karnieſe gezieret. Al-
tar und Canzel ſind reich verguldet und von
Cedernholz. Zwo Kapellen machen das
Creuz. Dieſe Kirche hat zweimal das Glück
gehabt den Händen, oder Feuer der Eng-
länder zu entgehen. Vor dem Einfalle 1691
war das Haus der Jeſuiten auf einer Höhe
400. Schritt von der Kirche, wo die ſchön-
ſte Ausſicht, eine friſche Luft und ange-
nehme Gärten waren. Sie hatten daſelbſt
viel Vieh und Reutpferde, auch ein groß
Taubenhaus, deſſen Untertheil zum Ge-
fängniß ihrer Sclaven oder Neger diente.
Ihr Zuckerwerk war überhalb des Fleckens
St. **Franciſcus**. Da aber dieſe Nieder-
laſſung 1703. durch die Engländer abge-
brannt

brannt worden: ſo haben ſie ſich auf der andern Seite des Gallionenfluſſes angebauet. Ihr Amt iſt für die Negern des Gebiethes von Baſſeterre Sorge zu tragen, dafür ſie 24000. Pfund Zucker aus des Königs Einkünften ziehen. Die Carmeliter beſorgen die Pfarre zu Baſſeterre. Ihr Kloſter, welches ſie ſeit dem Brande 1691. wieder aufgebauet haben, liegt ein wenig unterhalb des Waffenplazes hinter einer Batterie, welche ihren Namen führet. Das Hoſpital der Religioſen von der chriſtlichen Liebe iſt 200. Schritte unterhalb des Carmeliterkloſters. Das Capucinerkloſter wurde 1691. auch verſchont, weil der Engliſche General darin wohnte, da es das angenehmſte Gebäude war und mehr einem Pallaſte, als Kloſter gleich ſahe. Im Jahr 1703. aber wurde es eben ſo wenig, als der Jeſuiten Haus verſchonet. Labat zählte zu ſeiner Zeit ungefähr 260. Häuſer, meiſtens von Holz, aber ſauber gebaut. Dieſes ganze Viertel iſt auf der Seeſeite mit einer Bruſtwehr von gebackenen Steinen, Faſchinen und Erde verſchloſſen, welche durch Pfähle geſtüzt wird. Dieſe Art von Befeſtigung fangt bei dem Villaubache an, und geht bis an die Carmeliterbatterie, welche gemaurt iſt, von da neun eiſerne Stücke die Rheede beſchieſſen. Von dieſer Batterie bis auf den erhabenen Bo-

den, wo das Fort liegt, geht eine große Mauer nebſt einigen Flanken und Schießſcharten. Sie decket den Waffenplaz und die Häuſer, womit ſolcher umgeben iſt. Man ſieht eine andere verdeckte Batterie von 3. Stücken auf der Höhe des Forts am Rande des Felſen, und eine andere von 2. Stücken jenſeits des Gallionenfluſſes. Hier haben die Engländer dieſes Frühjahr ihren erſten Angriff gethan und in einem Tag dieſe Batterien demontirt, worauf ſie ans Land geſtiegen.

Hinter dem Dominicanerkloſter ſteigt man über einen ziemlich hohen Boden, der 8. bis 900. Schritte vom Ufer des Meeres iſt, worauf man immer höher gegen die Gebirge in der Mitte der Jnſel kommt. Jedoch trift man von Zeit zu Zeit anſehnliche Räume von flachem Lande an, in deren einigen ſich das Regenwaſſer ſammlet, wovon zween Teiche entſtehen, die die einzige Zuflucht vor das Vieh ſind in dieſer trockenen Gegend, wohin man aber doch friſch Waſſer zu bringen den Bedacht genommen.

Kirchſpiel und Flecken Baillif.

Das nächſte Viertel an Baſſeterre iſt das Kirchſpiel und der Flecken **Baillif.** Der Weg zu Land auf dieſer weſtlichen Küſte geht über Berge und Felſen und iſt ſehr beſchwerlich, daher bedient man ſich der Canote um nach Baſſeterre zu kommen. Zuerſt trift man den Väterfluß, oder St. Ludwigs=

wigsfluß an, wo die Dominicaner ein Haus auf einer Savannah und ein Zuckerwerk hatten, ſo die Engländer 1691. zerſtörten. Dieſer Bezirk war lange Zeit das ſchönſte Viertel der Inſel geweſen. Man ſah daſelbſt zween anſehnliche Flecken, einen an dem Ufer des **Väterfluſſes** und den andern an den beiden Ufern des Baillifsfluſſes. Weil aber der erſte zweimal von grimmigen Ergieſſungen des Fluſſes weggeführet worden, welche nur Felſenſtücke an ſeiner Stelle gelaſſen hatten: ſo wolten ſich die Einwohner nicht mehr dieſen Ungemächlichkeiten ausſezen. Der zweite hat auch ſeine Unfälle gehabt. Er wurde 1691. abgebrannt; und als man an ſeiner Wiederherſtellung arbeitete, ſo wäre er bei nahe mit einem Theile ſeiner Einwohner vom Waſſer verſchlungen worden. 1703. iſt er zum zweitenmal von den Engländern abgebrannt, aber auch wieder erbaut worden. Wenn man über den **Baillifsfluß** gegangen, welcher vor dem der kleine Fluß hieß: ſo findet man einen ſteilen Morne, (kleiner Berg) an deſſen Fuſſe noch Trümmer von Häuſern ſtehen, die von den Engländern und Ueberſtrömungen zerſtört worden.

Auf der Höhe erkennt man noch die Ueberbleibſel eines alten Forts **Magdalene** genannt. Es iſt ein langes Viereck, mit einigen Baſteien und einem breiten und

tie-

tiefen Graben, ſo ohne Zweifel in neuern Zeiten wieder wird ausgebeſſert worden ſeyn. A. 1691. ſteckten die Engländer die Gebäude in Brand. Hundert Schritte darunter findet man einen ebenen und um 4. Toiſen weniger erhabenen Boden, worauf man eine Bruſtwehr mit Schießſcharten am Rande des Felſen angefangen hatte, welcher nach dem Meere und einer großen Sandbucht zu ſiehet, des **dicken Franzoſen Bucht** genannt. Dieſe Bucht hat über 500. Schritte von einer Spize zur andern. Sie wird unter dem Winde durch ein großes ziemlich erhabenes Cap begränzt, an deſſen Fuſſe der Fluß **du Pleſſis** lauft. Man findet einige alte Schanzen von einem Raum zum andern, von dem Magdalenenfort an bis zu dieſem Fluſſe hinunter.

Der ganze Boden zwiſchen dem Bailliffluſſe und dem du Pleſſisfluſſe wird **St. Robertsgebirge** genannt. Der Abhang iſt ſehr ſteil. Der Fluß du Pleſſis iſt nicht über 6. Toiſen breit. Er hat viel Abſchuß und folglich wenig Waſſer. Weil er aber zwiſchen Felſen und einer Menge Steine lauft: ſo iſt der Durchgang allezeit ſchwer. Das Waſſer iſt übrigens vortreflich. Die andere Seite hat eben ſo hohe Felſen, der Weg aber iſt bequemer, weil er auf dem Abhang beſſer angebracht iſt.

Dieſer Fluß theilet das **Baillifkirchſpiel**

von

von der alten Einwohner Kirchſpiel, deren Kirche über eine Meile von ſeinen Ufern iſt. Der Weg, ſo dahin führet, entfernet ſich ungefähr 400. Schritte von dem Meerufer. Dieſer ganze Boden iſt ziemlich eben bis auf die Hälfte der Entfernung des du Pleſſisfluſſes von der Kirche, wo man ein Thal antrift, welches immer weiter wird, nach dem Maſe, wie es ſich dem Meere nähert, um daſelbſt eine Bucht zu bilden, welche man **Vadelorge-Bucht** nennet. 500. Schritte von der Kirche findet man einen ziemlich leichten Abhang, an welchem unten eine Ebene iſt, 12. bis 1400. Schritte breit, die man den **Einwohnergrund** nennet, und welche durch einen ziemlich ſtarken Fluß gleiches Namens in zween faſt gleiche Theile getheilt iſt. Die Capuciner haben dieſes Kirchſpiel zu beſorgen.

Kirchſpiel der alten Einwohner.

Von dem Fluß du Pleſſis bis an den Grund der Einwohner iſt der ganze Boden, einige Adern von fetter Erde ausgenommen, für die Zuckerröhre in einem Raume von 8. bis 900. Schritten zwiſchen dem Meere und der Höhe geblieben; welches nicht hindert, daß man ihn nicht ſehr nüzlich zu Baumwollenſtauden, Erbſen, Pataten und Manioc anwendet, womit guter Handel getrieben wird. Der Grund der alten Einwohner hat ſeinen Namen von den erſten angenommenen Leuten, wel-

che

che die Inſel bevölkerten und ſich in dieſes Gebieth begaben, nachdem ſie ihre 3. Dienſtjahre vollendet hatten, um daſelbſt ihre Freiheit zu genieſſen, ohne länger mit den Dienern der Compagnie vermengt zu werden. Das Land war vor dem noch beſſer, als jezo; weil die Ueberſchwemmungen der Flüſſe viel Sand dahin geführt haben. Baumwolle aber nebſt Hirſe, Erbſen, Pataten und Manioc, welcher daſelbſt vollkommen ſchön wächſt, geräth noch wohl. Dieſe Ebene iſt über 1000. Schritte tief von dem Meere an bis an den Fuß eines hohen Berges, der ſie in zween gleiche Gründe theilet. Der Fluß, welchen man auch der **der alten Einwohnerfluß** genannt hat, fließt in dem Oſtgrunde, und der weſtliche Grund wird durch einen andern Fluß gewäſſert, welcher **Beaugendre** heißt, deſſen Mündung nur ungefähr 600. Schritte von der **Einwohner** ſeiner entfernt iſt. Er fließt an dem Fuſſe eines ſehr ſteilen Mörno, welcher die Ebene an der Weſtſeite ſchließt. Das Land von dieſem Orte an bis an die **Goyaveninſel** iſt faſt durchgängig ſo trocken und voller Steine, daß es nur diejenige Art von Bäumen hervorbringt, die man wegen ihrer Härte **Kieſelſtauden** nennt, und die ganze Inſel hat keine rauhere Wege.

Anderthalb Seemeilen jenſeits des Beaugendre

gendreſluſſes geht man in ein ſchmales und tiefes Thal hinab, in deſſen Mitte ein Fluß fließt, welcher ſich in das Meer am Ende der **Barkenbucht** verlieret. Die Tiefe der Bucht iſt eine gute Viertel Meile von den Spizen der Berge, welche ſie bilden, bis an das äuſſerſte Ende ihrer Vertiefung in das Land, und ihre Breite ungefähr 400 Schritte bei ihrer Einfahrt. Sie erweitert ſich bis auf 600 in ihrer Mitte und endigt ſich eirund. Ihre Lage zwiſchen einem ſehr hohen Lande ſchüzet ſie vor allen Winden, auſſer dem Weſt Südweſte, welcher gerade in ihre Mündung bläſt. Der Grund iſt überall weiſſer Sand, rein ohne Klippen; und unter den Felſen am Ufer ſelbſt findet man bis auf 3 und 4 Faden Waſſer. Dieſe Bequemlichkeiten nebſt der am Grunde der Bucht, wo das Ufer ſanft hinunter geht, ziehen die Seeräuber dahin, um ſich zu kalfatern, oder bei dem üblen Wetter zu bergen. In dieſem Grunde und an der Oſtſpize ſtiegen die Engländer 1691 aus.

Kirchſpiel Bouillante, oder Goyave.

Die **Barkenbucht** ſcheidet das Kirchſpiel **Bouillante**, oder **Goyave**, wie es auch von der neben zu gelegenen kleinen Inſel heißt, von dem Kirchſpiel der **alten Einwohner**. Wenn man über den Grund der Bucht weg iſt: ſo ſteigt man einen hohen Berg hinauf, nach welchem Abſazweiſe einige kleine Wohnpläze folgen. Der Weg nähert ſich

nach

nach und nach dem Ufer des Meers durch einen jähen Felſen, wo ſich einige Häuſer zeigen, welche man das Herzogthum nennet. 1500. Schritte weiter ſieht man einige andere, welche das **kleine Dorf** heiſſen. Dieſer ganze Weg iſt ſteinicht und mit vielen Regenbächen durchſchnitten: die Erde aber, oder wenigſtens das, was man zwiſchen den Steinen davon entdecken kann, iſt fett, ſchwarz und ſehr gut. Ueberhaupt war dieſes Viertel zu **Labats** Zeiten, ſchlecht bevölkert; welches ihm um ſo viel ſeltſamer vorkam, weil die meiſten Felder daſelbſt gut, das Waſſer überflüſſig und ſehr rein, die Luft ſehr geſund, und doch noch eine groſſe Strecke Landes wüſte liege. Die Dominicaner haben in dieſem Kirchſpiel eine Kirche, ſo die **Goyavenkirche** heißt, und der Pfarrer daſelbſt eine Wohnung, die Labat als eine der angenehmſten von der Welt beſchreibet, ſo wol wegen der Auſſicht über Land und Meer hin, als auch wegen der reinen, friſchen und geſunden Luft. Die Einwohner haben ihre Häuſer und Kirche mit **Mahotſträuchen** und Schilf ſo bedeckt, daß man ſie nicht ſehen kann. Sie pflanzen dieſe Art Holzung deswegen, damit ſie ihnen zur Vertheidigung diene, weil dieſes Geſträuch ſich ſo ſtark in einander flicht, daß nichts durchkommen kann. Zween ſchmale Fußſteige bewachen ſie.

Das Ufer der Bucht iſt von dieſer Seite, vornehmlich um den Fluß mit Felſen von verſchiedener Größe bedecket, da hingegen alles andere von einem weiſſen und feſten Sande iſt, wo man angenehm ſpazieren gehet. 300 Schritte von der Kirche gegen Oſten kocht das Seewaſſer in einem Raume von 5 oder 6 Schritten auf eine recht ſeltene Weiſe. Das Kirchſpiel hat auch den einen Namen daher. Man kann in einem Schnuptuche Eier und Fiſche darinnen abſieden. Am Lande gegen dem Aufwallen über hat die Oberfläche des Sandes nicht mehr Wärme, als an den entfernteſten Orten. Wenn man aber mit der Hand hineingrabt, ſo findt man auf 5-6 Zoll ſchon eine anſehnliche Vermehrung der Hize; je weiter man gräbt, deſto mehr nimmt ſie zu, daß man die Hand nimmer darin halten kann. Der brennende Sand fangt alsdann an zu rauchen, wie die Erde, welche das Holz bedecket, vovon man Kohlen macht; und dieſer Rauch gibt einen unerträglichen Schwefelgeruch.

Heiſſes und kochendes Seewaſſer.

Es gibt in dieſer Gegend auch Lachen, oder Teiche von 7-8 Toiſen im Durchſchnitt, deſſen Waſſer weißlich iſt und trüb ſcheinet. Es wirft unaufhörlich Blaſen gegen dem Rand, aber viel größer und nicht häufig in der Mitte. Dis Waſſer iſt auch kochend. Wenn man es kalt koſtet,

ſo ſcheinet es gut zu ſeyn, auſſer daß es einen Schwefelgeſchmack hat, wozu man ſich leicht gewöhnen kann. Eine dieſer Lachen bildet einen Bach, welcher den Schwefelgeſchmack verliert, je weiter er von der Quelle fließet, jedoch behält er immerzu noch etwas davon. Es gibt Sümpfe umher, welche weißlichte Kräuter hervorbringen, die mit einer Art von Schwefelſtaube bedeckt ſind. Der Sand, welcher von eben der Farbe iſt, iſt an einigen Orten mit ein wenig Waſſer bedeckt, und ſcheint an andern Orten wie Koth, der anfängt trocken zu werden. An andern ſcheint er ganz trocken zu ſeyn. Indeſſen hat er doch ſo wenig Feſtigkeit ſelbſt an denen Orten, wo er am trockenſten ſcheinet, daß die Steine, die man darauf wirft, faſt den Augenblick unterſinken. Dieſe Lachen ſind ſehr gefährlich. Unbekannte, die darauf hin gehen wollen, ſind kaum noch gerettet worden, da ſie mit abgebrannter Haut an den Beinen noch ſind davon gekommen. Man kann nicht zweifeln, daß dieſe Waſſer unter den Händen ſolcher Leute, die ſie recht zu gebrauchen wüßten, nicht ſehr heilſam für viele Krankheiten ſeyn ſolten.

Kirchſpiel der ſchwarzen Spize, oder der Ebenen.

Von **Bouillante** kommt man in das Kirchſpiel der **ſchwarzen** Spize, oder der **Ebenen**, welches etwas über zwo Seemeilen von der Barkenbucht gegen Norden liegt.

Man

Man thut am beſten, wenn man in einem Canot um die Spize Malendure herum fährt. Die Küſte hat dort ſehr jähe Felſen, deren Zuſammenhang nur durch die Oeffnungen der Bäche unterbrochen wird, welche in dieſem Viertel ſehr häufig ſind. Die beträchtlichſten davon ſind, der Fluß **Colas**, der Fluß der **kleinen** und der **großen Ebene**, welches zwo große Vertiefungen ſind, die von einander durch ein dickes Cap, die **ſchwarze Spize** genannt, abgeſondert werden, deſſen Abhänge ſehr ſanft und von gutem Erdreiche ſind. Die kleinſte dieſer Ebenen iſt gegen Oſten etwa 6 bis 700 Schritte breit und bis 1200 Schritte tief; die große mag 1000 Schritte breit und noch viel tiefer ſeyn. Weiter gegen Norden lauft der Fluß Caille ins Meer. Der Boden iſt zwar etwas ſteinig, aber doch ſchwarz, fett und ſehr gut. Die Zuckerröhre ſind daſelbſt ſehr ſchön; der Zucker vortreflich und beſonders wol gekörnt; das Vieh in gutem Stande, der Manioc dick, ſchwer und voller Kraft. Dieſe Bezirke ſind auch ſattſam bevölkert, und trift man die ſchönſten Wohnpläze an. Die Küſte iſt mit den angenehmſten Hügeln und Buchten durchſchnitten.

Das Kirchſpiel Ferry. Das Kirchſpiel Ferry ſtoßt gleich daran. Es hat den Namen von einer Bucht, die man die **Ferry-Bucht** heißt, über welcher

 ein

ein Fluß gleiches Namens. Die Bucht iſt anmuthig und gegen Nordweſt von einer ziemlichen hohen Erdſpize gedecket. Sie haben hier gute Seefiſche und ſüß Waſſer in Menge, davon der Fluß Baillargent auch zuführet. Vor Zeiten bauten ſie hier nur Manioc, Erbſen, Pataten, Ignamen, Hirſe, Baumwolle und Taback; an Horn- und Federvieh iſt auch eine Menge. Mit allem dieſem handelte man daſelbſt. Und obgleich dieſer Handel nicht ſo wichtig ſcheinet, ſo macht er dannoch die Einwohner ſehr reich. Es kommen Barken von Martinique, die ihnen ihr Vieh, Baumwolle und anderes in Menge abnehmen, weil es immer geſucht und gut verkauft wird.

Das Ferry-Kirchſpiel erſtreckt ſich bis an die Spize des alten Forts, ſo ſonſt auch das **kleine Fort** hieß, oder **St. Pierre**. Hier ſcheidet ſich das niedere Land oder Baſſeterre von dem **großen Sack**. Ehe wir dahin kommen, wollen wir die Küſte von Ferry-Kirchſpiel noch vollends beſchreiben. An der **Hägebucht** liegt der Flecken und ſchöne Wohnungen, die von einem ſtarken Bach durchſtröhmt werden. Es iſt hier ein guter Ankerplaz, der von den Nordwinden durch den großen oder **dicken Morno**, vor den Oſtwinden durch die hohen Gebirge, welche die Inſel theilen, und vor den Südwinden durch die Ferrymornen gedecket wird. Jenſeits

ſeits des dicken Morno, welcher eigentlich eine große Erdſpize iſt, findet man noch eine große Bucht und ſchöne, ebene, große und wolgewäſſerte Felder. Auch gegen dem Gebirge, oder die Mitte der Inſel ſind 3 bis 4 Meilen ſehr ſchönes Land, welches ſanft abhängig iſt, und deſſen Güte man aus den großen Bäumen merket, die im Ueberfluſſe wachſen. Die **Perlenbucht** und Spize gleiches Namens ſind hier auch noch zu merken.

Beſchreibung von Cabes terre und dem erſten Kirchſpiel darin, vom großen Sack genannt.

Nun kommen wir an den andern Haupttheil von Guadaloupe, nämlich an **Cabesterre**, oder das obere **Land**. Das erſte und beträchtlichſte Viertel davon iſt das Kirchſpiel des **großen Sackes**, welches bei der Spize des alten Forts an das **Ferry-Kirchſpiel** gränzet. Darin iſt der große **Goyavenfluß**, vor dem **St Karl** genannt, welcher ſonſt das Antheil des erſten Eigentümers **Houels** von ſeiner Neffen ihrem abſonderte. Wenn man ungefähr 2500 Schritte von ſeiner Mündung an hinauf gehet: ſo findt man ihn nicht tief genug mehr für ein Schiff, obgleich die Barken und Schaluppen ihn noch viel weiter hinauf fahren können. Das Erdreich auf beiden Seiten iſt mit Manglen bedeckt, die ſehr weit in den Fluß hinein gehen. Seine Mündung iſt von ungefähr 150 Toiſen. In der Mitte hat er wenigſtens 7 oder 8

Faden Waſſer: er nimmt aber nach und nach gegen die Ufer zu ab, vornehmlich gegen die oſtliche Küſte, deren Boden niedrig iſt; und die weſtliche Küſte iſt ein ungefähr 4 Toiſen hoch über die Fläche des Waſſers erhabenes Land, welches mit einem ziemlich harten Felſen beſezt iſt, an deſſen Fuß bei der Ebbe 7 bis 8 Fuß Waſſer und über 10 Fuß bei der Fluth ſind. Dieſer Ort ſcheint recht gemacht zu ſeyn, eine Stadt daſelbſt zu erbauen. Er iſt eine natürliche faſt viereckigte platte Forme, 300 Toiſen lang und bei nahe eben ſo breit, welche auf der einen Seite den groſſen Goyavenfluß und auf der andern einen kleinen Fluß mit vortreflichem Waſſer hat. Die Gegenden umher ſind von Natur beveſtigt, und brauchten nur eine Bruſtwehr mit Schießſcharten für die Stücke, welche die Rhede und die Einfahrt in den Fluß vertheidigen würden. Unter den Nuzen, den man von dieſer Niederlaſſung haben würde, rechnet Labat auch, daß er zu Kriegszeiten der Untergang der Engliſchen Colonien zu **Montſerrat**, **Nieves**, **Antigo** und **Barboude** ſeyn könte, welches aber faſt zu viel geſagt iſt. An den großen **Goyavenfluß** gränzt das Marquiſat **Houelburg** ſo wir aber ſchon aus Gelegenheit des **geſalzenen Fluſſes** beſchrieben haben.

Ueberhaupt iſt dieſes ganze Viertel eines der ſchönſten und größten Kirchſpiele auf

der

der ganzen Inſel; dem ungeachtet war es ehedeſſen nicht gar wol bewohnt. **Labat** hat drei Urſachen davon vernommen: 1) weil es ſo weit von dem **niedern Lande** und dem **kleinen Sacke** iſt, welche die Oerter zur Handlung und zum Ankerplaze ſind; 2) weil die erſten Eigentümer dieſes Viertels ſich die Ländereien vorbehalten, die die Erben ohne große Zinſe, oder Lehnsbeſchwerlichkeiten andern ſo leicht nicht abtraten, welches aber viele abhielt, ſich hier unter ſolchen Beſchwerniſſen anzubauen, da ſie Land vom König ohne Grundzinſe haben konten; 3) weil ſich dieſes Viertel gegen die Engliſchen Inſeln **Montſerrat** und **Antigue** erſtrecket und viele kleine Inſelchen vor ſich liegen hat, hinter welchen ſich die Engländer verſtecken und von da aus durch ihre Streifereien die Pflanzungen verderben können, welcher Ungemächlichkeit ſich niemand gerne ausſezen wolte. Die Holländer hatten ſich inzwiſchen hier angebauet, nachdem ſie aus **Braſilien** vertrieben worden. Der **große Sack**, oder Meerbuſen gegen Nordweſten macht ein ſehr angenehmes Becken von 5 oder 6 Seemeilen lang, von der Spize des **dicken Morno** bis nach der **Antigoſpize** in **Grandeterre**, oder dem großen Lande. Die geringſte Breite iſt von einer Seemeile und die größeſte drei. Es könten darinnen Schiffe von allen Arten

Der große Sack.

ſicher ſeyn. Sie laufen durch zwo **Fahrten** hinein und die Barken durch zwo andere. Nichts würde leichter fallen, als ſie durch eine geſchloſſene Batterie, oder durch ein Fort auf der Spize des Inſelchens **Fangou**, ſo nach dem **Tertre**, **Cancale**, und nach **Bellin**, **Fajon** heißt, zu vertheidigen, woſelbſt die Hauptfahrt iſt, wenn man noch eine Schanze auf einem kleinen Inſelchen in der Nähe anlegte, welche auch dienen würde eine von den beiden Fahrten der Barken zu vertheidigen. Die kleinen Eilande in dieſem Sacke ſind der **Engländer Kopf**, das **Couane-Eiland**, die **weiſſen Inſeln**, das Eiland **Caret** und das **Niclasinſelchen**, nebſt noch mehreren **Caien**, (*) die an der Küſte liegen.

Dü Tertre gibt dieſen Eilanden andere Namen, die er mit vieler Bewunderung beſchreibet. Die beiden **Säcke**, ſagt er, ſind ohne Vergleichung das beſte und ſchönſte Stück der Inſel. Sie ſind zwo Zizen, oder zwei Magazine, woraus die Einwohner ihre Nahrung ziehen. Sie ſind beide reichlich mit einer Menge Inſelchen von verſchiedener Geſtalt und Größe gezieret, die 100, 200, 5, und 600 Schritte von einander, und insgeſamt bis an die **Ufer** voller Bäu-

(*) Caien, oder Caiquen ſind ganz kleine Eilande, oft nur Felſen, die nahe an einer Küſte liegen.

Bäume mit Lorbeerblättern und mit dem ſchönſten Grüne bedecket ſind; welches ihnen das Anſehen von eben ſo vielen ſchwimmenden Wäldern gibt. Das merkwürdigſte dabei iſt, daß ſich nicht eine einzige darunter findet, die nicht ihren beſondern Vortheil hat, wodurch man ſie von den andern unterſcheidet, und wovon ſie den Namen hat. Die **Fregateninſel** dienet der Art Vögel, die man **Fregaten** nennet, zur Zuflucht; eine andere den **Vielfraſſen**; eine andere den **Möven**; eine andere den **Anolis**, andere den **Eidechſen**, **Soldaten**, **weiſſen Krabben**, **violettenen Krabben** u. ſ. w. **Cancale** hat am Ufer eine Menge Manglebäume, die mehrentheils mit Auſtern beladen ſind.

Ein Mann von etlich 1000 Thalern könte ſich auf einer dieſer Inſeln anbauen, durch Hülfe der Negers ein Zuckerwerk und andere Pflanzungen anrichten, daß er Herr von ſeiner ganzen Inſel wäre, ſich das gröſſte Vergnügen machen und noch dabei reich werden könte. Die Luft, ſo beſtändig über dieſe Inſelchen hinſtreicht, erfriſcht ſie, daß es recht angenehm darauf zu leben wäre.

Jagd in Baſſeterre.

Die Jagd iſt in allen den bisherigen Vierteln reichlich. Man findet daſelbſt eine Menge von den Ebern, welche man auf den Franzöſiſchen Inſeln **Maronenſchweine** nennet. Von Papagaien, Holztauben,

Turteltauben, Großvögeln, Ortolanen, (*) See- und Flußvögeln wimmelt es daſelbſt; und da die Inſelchen des großen Sackes, einer Menge Schildkröten und Lamantinen (**) zur Zuflucht dienet, ſo kann dieſes

(*) Sind kleine von Fette ganz goldgelb umgebene Vögelchen, ein ausnehmender Leckerbiſſen.

(**) Dieſer Fiſch iſt unter allen Meer-Wundern am beſten zu eſſen, und wird wie Lachs und Stockfiſch in Europa zur Speiſe behalten. Die Spanier nennen ihn von ſeinen 2 kleinen Dazen, gleich Händen, Namantin und Manaty. Es iſt ein Ungeheuer, welches, wenn es ausgewachſen hat, 18 Fuß lang und 7 Fuß dick iſt. Sein Kopf hat einige Gleichheit mit einer Kuh ihrem. Daher es bisweilen auch die Seekuh genennet wird. Es hat kleine Augen und eine dicke Haut, von einer dunkelrothen Farbe, die an einigen Orten runzlicht, und mit kleinen Härgen bewachſen iſt. Wenn ſie gedörret iſt, ſo wird ſie ſo hart, daß ſie wider die Pfeile der Charibbäer, ſtatt eines Schildes, dienen möchte. Und einige unter den Wilden bedienen ſich deren auch, die Hiebe ihrer Feinde abzuhalten, wenn ſie ſich in den Streit begeben. Es hat keine Floßfedern, ſondern an deren ſtatt die 2 obbemeldeten kleinen Dazen oder Hände, unter ſeinem Bauch, davon jede 4 Finger hat, die ſehr ſchwach ſind, die Laſt eines ſo ſchweren Cörpers zu unterſtüzen. Es hat keine andere Vertheidigungswaffen. Es ſuchet ſeine Nahrung am Gras und Kräutern, um die Felſen herum, und an den ſeichten Orten, die nicht viel über ein Klafter tief Waſſer haben. Die Weiblein bekommen ihre Jungen faſt auf eben

ſes Stück der Inſel für eines der beſten gehalten werden.

Obgleich die ganze Küſte von Baſſeterre, gleichwie überhaupt von der Inſel, bis in den großen Sack ſo geſund iſt, daß man weder Bänke, noch für die Schiffahrt gefährliche Klippen daſelbſt weiß, ſo findet man doch an vielen Orten dasjenige, was man **Mourons** nennet, d. i. Oerter, wo die Wellen, welche an das Ufer geſchlagen, bei ihrer Rückkehr diejenigen antreffen, die ihnen folgen, und mit ſolcher Stärke auf einander ſtoſſen, daß ſie ſich zuweilen eine Küſte daſelbſt.

ſolche Weiſe wie die Kühe, und haben 2 Zizen, womit ſie ſolche ſäugen. Sie bringen deren auf einmal 2. herfür, welche die alten niemals verlaſſen, bis ſie der Milch nicht mehr nöthig haben, und, wie dieſelben, auf dem Graſe weiden können. Zwey oder 3. von dieſen Lamantinet beladen ein Canon. Das Fleiſch iſt von einer lichtrothen Farbe. Es ißt ſich kurz und pfleget nicht leicht Eckel oder Ueberdruß zu erwecken. Es iſt am geſündeſten, nachdem es 2 oder 3 Tage im Salz gelegen hat. Dieſe Fiſche werden an dem Eingang friſcher Waſſerflüſſe öfter gefangen als in der See. Einige pflegen gewiſſe kleine Steingen, die in den Köpfen dieſer Meerwunder gefunden werden, ſehr hoch zu ſchäzen, weil ſie in ein Pulver verwandelt, die Tugend haben, den Kieß zu vertreiben, und die in den Nieren erzeugten Steine aufzulöſen. Allein dieſes Mittel iſt etwas heftig, und ſich nicht gar ſehr darauf zu verlaſſen.

eine Pique hoch erheben; welches die Barken und Canote in eine groſe Gefahr ſezen kann. Von der ſüdlichen Spize des **Fortroyals** bis an die Spize der **alten Einwohner** iſt der Ankerplaz vollkommen ſicher, aber bei der lezten Spize iſt ein **Mouton**, wenn Weſtwind iſt. Die Barkenbucht iſt ein Sack, wo die Schiffe vor jedem andern Wind ſicher ſind. Von dieſer Bucht bis auf den Weg der **brudelnden oder ſiedenden Brunnen**, iſt der Weg noch ſo ziemlich ſicher, und obgleich die Küſte nur Felſen iſt: ſo iſt der Grund doch beſtändig ein ſchöner Sand. In der Mitte dieſer Entfernung aber entdekt man eine Reihe Felſen, die ungefähr 200 Schritte in die See hinausgeht, und zwiſchen zween Spizen, eine Oefnung von 10 = 12 Fuß läßt. Die Barken und die Schaluppen werden in dieſem Raume durch Klippen zurück gehalten, die ſich nicht zeigen, und die Canote allein können darüber fahren. Die Bay **Bouillante** würde eine von den ſchönſten Rheeden der Inſel ſeyn, wenn nicht ein Felſen die Mitte derſelben einnähme und die Taue zerſchnitte. Von da bis an den groſen Sack iſt die Fahrt ohne Gefahr, den **dicken Morno** ausgenommen, wo der Zuſammenſtoß verſchiedener Winde ein beſchwerliches und gefährliches **Waſſergebelfer**

belſer erregen, daher man dieſen Ort auch das wütende Vorgebirg genannt hat.

Beſchreibung des kleinen Sacks und des kleinen Flecken-Kirchſpiels.

Nun wollen wir in der Beſchreibung von Cabesterre fortfahren. Von dem Marquiſat Houelburg, ſo an dem groſſen geſalzenen Fluß lieget, und ſonſt St. Germain hieß, kommt man an den kleinen Sack, wovon das kleine Flecken Kirchſpiel den Namen haben mag. Der kleine Sack liegt dem großen gegen über Südoſten zu. Die Erdenge zwiſchen beiden Säcken, wo ſie am ſchmälſten, möchte etwas anderthalb Seemeilen betragen. Der kleine Sack geht etwas tiefer, aber ſchmäler, zwiſchen die beiden Eilande hinein. Er hat auch verſchiedene Inſelchen, die aber meiſt ſehr klein ſind. An der Mündung des geſalzenen Fluſſes hat man in dieſem Sack auf Angeben Labats ein Wachthaus auf Pfählen mit einer Kette und Stacketen errichtet, um die Einfahrt in den Fluß den Feinden zu verſchlieſſen. In dieſem Kirchſpiel liegt das Land Arnonville, welches der Eckfluß von St. Germain, oder Houelburg, abſondert. Es iſt vollkommen ſchön und eine Strecke ungefähr 2000 Schritte breit, und 5 bis 6000 ins Land hinein tief. Zween kleine Bäche gehen queer durch. Der eine ergießt ſich in den Eckfluß und der andere in den St. Paulsfluß. Dieſer zweite Fluß geht queer durch ein

ein Land, welches vor dem **Trianon** hieß, und von dem Stadthalter **Auger** einem Officier, Namens Fillacier, abgekauft worden. Diß Kirchſpiel, ſo auch das Kirchſpiel des kleinen Sackes heißt, war zu Labats Zeiten, ſo ſchön und vortreflich auch ſein Boden iſt, doch noch nicht ſtark bevölkert, welches aber unterdeſſen wol geſchehen ſeyn wird.

Klein Goyavenkirchſpiel.

Gleich darneben liegt das kleine Goyavenkirchſpiel, welches man nicht mit dem Goyaveninſelchen, das an Baſſeterre liegt, noch mit dem großen Goyavenfluſſe in dem großen Sacke verwechſeln muß. Es ſind drei verſchiedene Oerter, welche von den häufigen **Goyavenbäumen** ſo daſelbſt wachſen, den Namen bekommen haben. Diß Viertel war zu Labats Zeiten auch noch wenig bevölkert, wie zween andere Bezirke, die ſich von Arnonville bis an den Regenbach **la Briqueterie** erſtrecken, wo das Marquiſat Ste Marie anfängt. Sie haben jedoch ſchöne Zuckerwerke. Der vornehmſte Handel der Einwohner aber war damals mit Ingwer, Manioc, Hülſenfrüchten, Taback und Viehe. Man zählet bis auf 8 Flüſſe und eben ſo viel Bäche, welche es von dem Eckfluſſe bis an den Briqueteriefluß, d. i. in einem Raum von ungefähr 4 Seemeilen wäſſern. Woraus leicht zu ſchlieſſen, wie wohnbar das Land ſeyn müſſe.

Der

Der Wohnplaz Ste Marie wurde zu Ende des vorigen Jahrhunderts zu einem Marquiſate für die Neffen des Stadthalter **Houels**, die Herrn **Boiſſeret**, erhoben. Dieſes Land iſt eine Seemeile breit längſt der See, und wenigſtens 3 Seemeilen tief, bis an die großen Gebirge, die Cabesterre von Baſſeterre abſondern. Man ſieht daſelbſt das verfallene Schloß noch. Große Alleen von Birnbäumen, welche längſt dem Wege durch daſſelbe gehen, und andere, welche alle Felder, die gebrauchet werden, in viele große Vierecke abtheilen, zeugen von der Pracht der erſten Herren. Der Rand eines Teichs und ſein Damm, iſt mit Birnbäumen beſezt. Kurz, die Menge dieſer Bäume, welche nach der Schnur gepflanzt ſind, hat den Namen des Marquiſats **Ste Marie** ins vergeſſen gebracht, und man nennet dieſen Bezirk insgemein das Birnbaumland. Uebrigens tragen dieſe Bäume keine Frucht. Man giebt ihnen dieſen Namen nur wegen ihrer Blätter, welche der Europäiſchen Birnbäume ihren nahe kommen, ob ſie gleich viel länger, breiter und dicker ſind. Ihre Blüthen ſind hell violett. Das Holz iſt grau, bindſam und leicht zu bearbeiten. Ste Marie.

Man findet von dem verfallenen Schloſſe **Ste Marie** bis jenſeits der Mündung des Fluſſes einen ſehr guten Ankerplaz. Zween

große Felſen, die mit dem Waſſer gleich ſind, und eine halbe Viertel Meile davon ſtehen, welche **Mann** und **Frau** heiſſen, brechen daſelbſt die Gewalt des Meeres. Man könte einen vortreflichen Hafen daraus machen, mit um ſo viel wenigern Koſten, weil der Kalch in allen dieſen Vierteln im Ueberfluſſe iſt, und das niedere Land einen rothen Mörtel geben kann, der von der wahren Pouſſolane nicht unterſchieden iſt. Indeſſen ſchreibet Dů Tertre ganz anders von dieſer Gegend. Er ſagt, das erſchrecklichſte **Mouton** iſt bei der **Mannsfahrt.** (paſſage de l' homme) Der Wind welcher daſelbſt ſtets von Oſten, oder aus Oſt Nordoſt bläſt, verfängt ſich in dieſer Straſſe und treibt die Wellen mit einer Heftigkeit, welche ſie zwiſchen zwo Felſenbänke einzwängen und ſie mit Gewalt ſich brechen läßt. Diejenigen, welche eine ſo kurze Ueberfahrt thun wollen, ſind gezwungen, wenn ſie die Felſenſpize verlaſſen, die Spize des Canots dem Winde darzuſtellen, bis auf die Mitte des Raums, und daſelbſt ſich auf eine geſchickte Art zwiſchen zwo Wellen zu wenden, um auf einmal hinzukommen, wobei man mit der äuſſerſten Vorſicht vermeidet, daß das Canot nicht von der Seite durch die Wellen ergriffen werde. Darauf findet man freilich einen ſehr ſchönen Hafen, deſſen Einfahrt ſchön,

Die Felſen Mann und Frau.

die

die Ausfahrt aber beſchwerlich iſt. Von dem Fort **Ste Marie** bis nach Baſſeterre iſt die einzige Gefahr ein Mouton an der Spize des **kleinen Corbets**, und eine Klippe, die man nicht ſiehet, dicht bei dem erſten Morne der großen Bucht, dazu wir jezo bald kommen.

Kirchſpiel Marigot.

Wenn man **Ste Marie** verläßt, ſo kommt man in das Kirchſpiel **Marigot**, das ſeinen Namen von einigen Teichen hat. Man hat die ſchönſten Wege von der Welt bis an das äuſſerſte Ende des Marquiſats durch groſſe Birnbaumalleen, wo fünf Wagen neben einander fahren können. Darauf werden ſie in einem Raume von 1000 oder 1200 Schritten durch die bloſſe Nachläſſigkeit der Einwohner ſchlechter, die ſie nicht ausbeſſern. Man geht über zween oder drei Regenbäche, oder kleine Flüſſe, davon einer in die **Caranguaisbucht** fällt, ehe man den **großen Fluß** antrift, der darum ſo genennet wird, weil er in der That der gröſte in ganz Cabesterre iſt. Seine Breite iſt an dem Orte, wo die Reiſenden hinüber gehen, über 30 Toiſen; in und bei ſchönem Wetter gehen die Pferde nur bis an die Gurt im Waſſer. Wenn er aber durch den Regen nur ein wenig anlauft, ſo machen viele dicke Felſenſtücke den Uebergang ſehr gefährlich und oftmals unmöglich.

Man geht darauf durch den Flecken **Marigot**, der zu **Labats** Zeiten nur aus 25 oder 30 Gebåuden, Wohnungen oder Vorrathshåuſern beſtund, nebſt einigen Buden, Handwerkshåuſern und Wirthshåuſern, die auf den Inſeln das weſentliche Stůck der Flecken ausmachen. Die Pfarrkirche wurde von Dominicanern beſtellet. Einer von den Sőhnen des erſten Eigentůmers hatte noch nicht eine Meile von dem Flecken einen Wohnplaz St. **Martin** genannt, der ſeines Vaters wůrdig war, welcher ihn in dem Glanze ſeines Glůckes gebildet hatte. Alles, was zu einer groſzen Niederlaſſung gehőrete, war daſelbſt anſehnlich; und man ſah noch 400 Negern, die ſchőnſten in der ganzen Colonie, nebſt Vieh von allerhand Art in groſzer Anzahl. Von Marigot geht man, wenn man ſich nach dem Viertel **der drey Flůſſe** begeben will, über einen ziemlich ſtarken Fluſz, welcher den Wohnplaz St. Martin ſchlieſzt, und der Fluſz des groſzen Carbets heiſzt. Eine halbe Meile weiter findet man einen andern, der **groſzen Bananenbåume** Fluſz genannt, welcher das Viertel von Cabesterre ſchlieſzt. Dieſz iſt nach Labaten das ſchőnſte unter allen Franzőſiſchen Inſeln. Von dieſem Fluſſe an bis nach dem groſzen Morno, wo der groſze Sack anfångt, wenn man ihn von der

Weſt-

Weſtſeite und von dem niedern Lande her nimmt, iſt das Land faſt auf 20 Seemeilen weit ein ebenes Land. Långſt dem Meer ſteigt man ſehr ſanft bis an den Fuß der Gebirge, die von einer Seemeile bis auf viere davon entfernet ſind. Dieſer Raum wird von einer ſehr großen Anzahl Flůſſe gewåſſert, und wenn man Brůcken darůber machete, ſo kŏnte man ůberall in Kutſchen hinfahren. Vier oder 500 Schritte jenſeits der großen Bananenbåume kommt man in Wege, die durch Anhŏhen gehen, långſt den Gebirgen, welche der Schwefelgrube gleichſam zur Stůze dienen. Dieſe Gebirge ſind an vielen Orten ſo ſteil gegen die See zu, daß man in einem Raume von einer halben Meile nur drei kleine Vertiefungen zugånglich findet, welche Båchen von einem ſalzigen und blåulichen Waſſer zum Ablaufen dienen. Man nennet ſie die drey Lŏcher, und unterſcheidet ſie von einander durch beſondere Namen, als **Frauenloch** oder **Trou Madame**, **Hundeloch** und **Kazenloch**. An der Seite des leztern und auf der Hŏhe des Morno findet man ein flaches Land 5 bis 600 Schritte lang, welches ſich darauf in einige enge Påſſe zwiſchen den Bergen bis an die Schwefelgrube erſtrecket. Das Erdreich iſt daſelbſt ſchwarz und fett; und ob es gleich mit Felſen und Steinſplittern untermengt iſt: ſo

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

zieht dennoch die Güte des Bodens, Einwohner dahin, welche die Steine brauchen, Mauern ohne Mörtel daraus zu machen, um verſchiedene Stücke ihres Grundes und Bodens damit einzuſchlieſſen. Die Lage dieſes Viertels, welches ſehr erhaben, und gegen Weſten durch große Gebirge gedecket wird, machet, daß daſelbſt viel Kühle herrſchet. Das Gras auf den Savannen allda iſt buſchicht, zart, beſtändig grün, und ſehr bequem zur Viehweide. Man pflanzet daſelbſt auch Maiz, Manioc, Rocu und Cacao. Die Zuckerröhre aber können daſelbſt nicht reif werden.

Kirchſpiel der drei Flüſſe.

Wenn man durch dieſes flache Land iſt: ſo kommt man in die engen Wege der Berge, die ſtets hinangehen bis auf den höchſten Theil des Weges, wo die Ausſicht ſehr weit offen, und die Luft überaus friſch iſt. Allein dieſer Ort iſt eben ſo wüſte als wild. Man ſteigt darauf durch einen ſehr langen und ſteilen Weg hinunter, an deſſen Fuſſe einer von denen drei Flüſſen fließt, wovon dieſes Viertel den Namen hat. Dieſer iſt klein, ſchmal, durch Felſen zuſammen gezogen; und ohne über zween Fuß Waſſer zu haben, ſo voller Klippen, daß es ſehr beſchwerlich darauf zu fahren iſt. Das Viertel der drei Flüſſe iſt nicht über 4000 Schritte breit. Es iſt eine Ebene, welche durch den Abhang eines großen Morno getheilet

wird,

wird, deſſen Vertiefungen viele ſchöne Wohnpläze enthalten. Das Erdreich iſt daſelbſt gut und bringt Zuckerröhre hervor, deren roher Zucker keinen andern Fehler hat, als daß er ſchwerlich weiß wird. Man nennet zwo Vertiefungen, die das Meer in das Land machet, von dem erſten Fluſſe an, den man da findet, wo das Kazenloch herunter kommt, bis an die Gebirge, welche dieſes Viertel von dem Viertel des alten Fortes abſondern, die **große und kleine Bucht**. Die große Bucht wird von der kleinen durch eine Spize des Morno abgeſondert, welche einen guten Poſten abgeben kann; und weil die Beſchaffenheit dieſer Küſte zu den Landungen bequem iſt, ſo hat man daſelbſt verſchiedene Feſtungswerke gemacht.

Wenn man von den drey Flüſſen weggeht: ſo kommt man wieder in die engen Wege vieler Gebirge, welche einen Theil von dem Schwefelgrubengebirge ausmachen. Es ſind beſtändige Regenfurchen und Höhen, deren Gänge hinunter Schrecken verurſachen, nebſt engen Päſſen, woſelbſt 20 Mann ein ganzes Heer aufhalten würden. Von da beſteigt man eine ſehr beſchwerliche Anhöhe durch einen in den Felſen gehauenen aber ſchmalen und rauhen Weg, welcher endlich auf den **Eſelsrücken** führet. Dieſen Namen giebt man einem platten

Lande, wohin man bei dem Einfalle der Engländer 1691 die Weiber, Kinder und Greiſe flüchtete. Die Carmeliter haben daſelbſt eine kleine Capelle. Dieſer Ort iſt erhaben, ſehr geſund, wiewol mit Gehölzen umgeben, und wirklich undurchdringlich, wenn er nur ein wenig vertheidiget wird. Er iſt 3 bis 400 Schritte lang, und von verſchiedener Breite. Weiter hin fängt man wieder an, durch einen ſehr ſanften Weg in die Höhe zu ſteigen, nach welchem man einen von 10 bis 12 Fuß breit ſelbſt an der Seite des Berges findet, welcher an der andern Seite durch ein ſumpfichtes Erdreich gedecket wird, wo in der Regenzeit ſich die Waſſer von allen benachbarten Höhen ſammeln, und einen Teich machen, welcher ſtets Waſſer und Koth genug hat, daß ein ganzes Heer darinnen verſinken kann. Auf ſolche Art iſt der Weg, welcher auf den Eſelsrücken führet, nach dem Meere zu ſicher, wofern er nur ungefähr 4000 Schritte entfernet iſt. Er endiget ſich mit zweyen Stücken Mauern, die queer über gehen und eine Oefnung laſſen, welche mit einem Thore verſchloſſen wird.

Man geht von da in eine kleine Savanne, wo man noch die Ueberbleibſel von einem großen Magazine findet, welches 1691 gedienet hat, die Austheilung der Krieges-

bedürf-

bedürfniſſe unter die Einwohner des Gallionenfluſſes zu erleichtern. Ein ſchöner Wohnplaz, deſſen Gebäude zwo Höhen einnehmen, beſtreicht das ganze Land, und man könte von einer Höhe zur andern einen Laufgraben ziehen, der nach der Ebene zu ſähe, und dieſen Poſten vor allem Anfalle ſichern würde. Der Weg in die darunter liegende Ebene hinunter, iſt auf dem Rücken des Morno und von einem ziemlich ſanften Abhange: die beiden Seiten daran aber ſind jähe und mit großen Bäumen bedecket. Daſelbſt fängt ein ſchöner Wohnplaz an, welcher dem lezten Statthalter zu Guadaloupe a) zugehöret hatte. Man machet daſelbſt weiſſen Zucker von einer vollkommenen Schönheit. Man findet darauf einen kleinen Fluß, **la Senſe** genannt, welcher an dem Fuſſe eines ſehr ſteilen Felſen hinfließt, und dieſes Land von dem Lande **Bisdari**, einem alten Beſize des erſten Eigentümers der Inſel, abſondert, welches ein rundes und ſehr hohes Gebirge, **Houelmont** genannt, in ſich ſchließt, welches Houel vergebens hatte befeſtigen laſſen b). 800 Schritte weiter findet man einen ſchönen Wohnplaz c). Der Gallionenfluß

G 4

a) Der Ritter Hinſelin.

b) Vergebens, weil ſeine Höhe das Geſchüz unnüz machete.

c) Des Herrn Rathes und Hauptmannes der Miliz, Milets, ſeiner.

fluß und la Senſe kommen hier ſo nahe zuſammen, daß ſie nur einen Raum von ungefähr 100 und 50 Schritten zwiſchen ſich laſſen. Da ſie auf beiden Seiten durch tiefe Felſen ſehr jähe hinunter gehen: ſo hat man 1712 allhier eine wolbefeſtigte Schanze gemacht, die ſehr leicht zu vertheidigen iſt. Von dieſem Poſten bis nach dem Felſen am Meere ſind nur 5 oder 600 Schritte. Man hat in dieſem Felſen einen Graben gemacht, der nach der See zu ſieht, mit zween vorſpringenden Winkeln, wovon der eine eine verdeckte Batterie von 3 Canonen hat. Der Weg, welcher nach dem Gallionenfluſſe hinuntergeht, iſt in den Abhang des Morno gehauen. Man wadete damals durch dieſen Fluß, ob er gleich ziemlich groß iſt; und da er der rechte Weg zwiſchen Baſſeterre und Cabesterre iſt, ſo erforderte er höchſtnothwendig eine Brücke, weil man oftmals daſelbſt aufgehalten wurde, wenn er austrat. Sein Name kommt von den Spaniſchen Gallionen her, die daſelbſt Waſſer und Erfriſchungen einzunehmen pflegten, wenn ſie durch dieſen Weg giengen, ehe ſich die Franzoſen in dieſer Inſel geſezet hatten. Es iſt eine groſze Bucht, wo der Ankerplaz ſicher und das ſüſſe Waſſer im Ueberfluſſe iſt: das aus dem Fluſſe ſelbſt aber iſt mit Schwefel und Vitriol vermiſchet, welche den Gebrauch für diejenigen gefähr-

fährlich machen, die nicht dazu gewöhnet ſind. Ein Fort, welches auf der Höhe der Küſte iſt, und zu welchem man von dem Fluſſe durch einen Weg hinaufſteigt, heißt das Fort von Baſſeterre, welches wir oben beſchrieben haben.

Kirchſpiel des alten Fortes.

Die Küſte von dieſer Seite zeiget die Unmöglichkeit einer Landung in einem Lande, welches ſich ſelbſt von dem Morno an, welcher die kleine Bucht der drei Flüſſe ſchließt, bis an die Spize des alten Fortes vertheidiget. Man findet daſelbſt überall nur einen ſchroffen und durch Abſtürze zerſchnittenen Felſen. Die Spize des alten Fortes iſt niedrig, ziemlich eben, ungefähr 200 Schritte breit und ein wenig länger, mit einigen Vertiefungen in die engen Päſſe der Gebirge. Sie ſcheint ein Haufen Steine zu ſeyn, welche der Regen von dem benachbarten Gebirge abgeſpühlet hat, und die ſich mit der Zeit durch ein wenig Erde bedecket haben. Ihre Lage iſt Südweſt. Ihre Kirche, oder vielmehr ihre Capelle, welche den Titel einer Pfarre hat, wird von Carmelitern bedienet, das iſt, von einem Religioſen, den ſie einmal des Monats dahin ſchicken, Meſſe zu halten. Es finden ſich auf dem Rücken des Morno und in den engen Päſſen der Gebirge 7 oder 8 Wohnpläze, woraus man Baumwolle, Manioc, Maiz und eine Menge Geflügel holet. Man ſieht auf der Spize zwo eiſer-

ne Canonen, welche dazu dienen, daß ſie dem Fort von Baſſeterre von demjenigen Nachricht geben, was ſie in der See entdecken. Dieſes Viertel iſt vor allem Anfalle wegen ſeiner Lage ſo wol, als auch wegen der Unnüzlichkeit des ganzen Unternehmens in einem Lande, welches nur aus Holzungen, Gebirgen und Abſtürzen beſteht, ſicher. So gar ein Canot kann höchſtens nur bis auf anderthalb Meilen von dem alten Fort an einem Orte hinan kommen, welcher die Kreuzbucht heißt, und eine kleine Vertiefung von 25 bis 30 Toiſen breit zwiſchen zween ſchnurgerade hinunter fallenden Spizen des Morno iſt. Ihre Tiefe hat 9 oder 10 Toiſen von dem Ufer des Meeres bis an einen Felſen, welcher ihr entgegen ſteht. In dieſe Vertiefung fließt ein Bach helles Waſſers, und machet ein Waſſertuch in ſeinem Falle. Es hatte ſich ein Einwohner in dieſe Oeffnung geſezet; und damit er leichter zu dem Ufer hinunter kommen könte, als mit einer Leiter, deren er ſich bisher bedienet hatte, ſo hatte er angefangen, einen Weg an der Seite der Bucht zu graben. Labat, welcher ſich der Leiter bedienet hatte, nach dem Wohnplaze zu gehen und von da wieder zurück zu kehren, fand die Oeffnung artig und fruchtbar, nebſt ziemlich anſehnlichen Vertiefungen in den Gebirgen, und ſo gar einen be-

quemen

quemen Fußſteig, welcher durch Umwege um die Mornen zu den Ländereien Visdari und Houelmont führete. Die Wichtigkeit, dieſe beiden Pläze zu erhalten, deren Verluſt die Ufer des Fluſſes der Gallionenbucht blos laſſen würde, nöthigte den Statthalter die Arbeit des Einwohners unterbrechen zu laſſen, damit dieſe Küſte von Natur unerſteiglich bliebe. Sie endiget ſich nur an der Gallionenbucht bei einem Morno, der **Raby** genannt, von dem Namen eines Franzoſen, der ſich daſelbſt geſezet hatte. Die Gallionenbucht iſt 5 bis 600 Schritte breit von dieſem Morno an bis an den Senſefluß, der ſich an dem Fuſſe eines andern Morno, deſſen Spize befeſtiget iſt, in das Meer ergießt. Die Tiefe dieſer Bucht von dem Ufer des Meeres an bis an das Gebirge iſt nur von ungefähr 200 und 50 Schritten; das Land iſt zu beiden Seiten in eben dem Raume platt: die Ufer des Meeres ſelbſt aber ſind in einer Breite von 50 bis 60 Schritten mit großen Kieſeln bedecket, welche das Gehen ſehr beſchwerlich machen. Die Bequemlichkeit dieſer großen Anzahl Steine hat daſelbſt einige vorſpringende Winkel machen laſſen, welche die Einfahrt in die Bucht bedecken, und ziemlich nahe an die Dornen und dicken Geſträuche ſtoſſen, womit ihre Ufer bis an den Rand eines Teiches bedecket

ket ſind, der von vielen Quellen und von einem Theile des Senſefluſſes gebildet wird, den man dahinein geleitet hat. Der Morno, welcher den Grund der Gallionenbucht bildet, iſt bis auf die Hälfte ſeiner Höhe urbar gemacht; das übrige iſt mit Bäumen bekleidet. Labat gab dem Statthalter vortrefliche Anſchläge zur Befeſtigung aller dieſer Poſten, oder ſie durch verſchiedene Einſchnitte unzugänglich zu machen. Er beſchreibt bei dieſer Gelegenheit viele benachbarte Wohnpläze. Ueberhaupt iſt der Boden von dem Gallionenfluſſe bis an den St. Ludwigsfluß ein gutes Land, und zu dem weiſſen Zucker vollkommen geſchickt. Dieſes Viertel iſt auch dasjenige auf der Inſel, worinnen man die meiſten Zuckerwerke ſieht. Nur fehlet es ihnen an Brennholze. Weil aber die Felder daſelbſt alt, das iſt, ſeit langer Zeit gebrauchet ſind, und es daſelbſt ordentlicher Weiſe mehr dürre iſt, als es regnet, ſo dienet das Stroh von den Röhren und der Abgang oder die **Bagacen** ſtatt des Holzes.

Der Grasfluß ſondert dieſen ganzen Strich Landes, der eine Meile breit iſt, und verſchiedene Namen führet, in zween faſt gleiche Theile. Man nennet den Theil, welcher zwiſchen dem Grasfluſſe und dem Gallionenfluſſe iſt, das Gebirge **Schönſonne** (Beauſoleil.) Ueber dem Wohnplaze

der

der Hofnung ſind der Zucker und Gommi ihre Waaren; und das Stück, welches zwiſchen dem Grasfluſſe und dem St. Ludwigsfluſſe eingeſchloſſen iſt, heißt das Gebirge **Schöne Ausſicht** (Belle vuë.) Darüber iſt der St. Claudius Wohnplaz, der den Jeſuiten gehöret. Er ſtößt an des Parcs ſeinen, welcher eine von denen Ländereien iſt, die ſich der erſte Eigentümer der Inſel vorbehalten hat, und er iſt auch nur durch Felſen, die ſehr ſchwer zu erſteigen ſind, und durch einen Fluß, der St. Claudiusfluß genannt, der von den Gebirgen der Schwefelgrube kommt, und ſich in den St. Ludwigsfluß ergießt, davon abgeſondert.

Der Grasfluß beſteht aus zween Armen, die ein Dreieck einſchlieſſen, **das Inſelchen** genannt. Dieß hatte ſich der erſte Eigentümer auch vorbehalten. Wir beſahen alle die Oerter, erzählet Labat, welche zwiſchen dem Grasfluſſe und dem Fort ſind, und den ganzen Strich, welcher zur Linken dieſes Fluſſes iſt. Wir giengen darauf durch die Wohnpläze, bis unten nach St. Claudius, um beim Hinuntergehen die rechte Seite des St. Ludwigsfluſſes zu beſichtigen, welcher zwiſchen zween Felſen von einer ſehr großen Tiefe fließt. Von dem St. Claudiusfluſſe, welcher ſich über 3000 Schritte weit von dem Ufer des Meeres in

den

den St. Ludwigsfluß ergießt, bis ein wenig über der Mühlenſchleuſſe der Jacobinen, welche 7 oder 800 Schritte von dem Ufer des Meeres entfernet iſt, und von der Schleuſe bis an das Meer kann man ihn überall durchwaden, ob er gleich groß und breit und voller ſtarken Felſen iſt, auch ziemlich große Becken hat und faſt alle Augenblicke auszutreten pflegt. Von der Schleuſe bis an den St. Claudiusfluß aber kann man ihn nur an zween Orten durchwaden. Der unterſte, welcher die **Paſſage de la Couliſſe** heißt, iſt dicht bei einem ſehr langen und ſehr ſteilen Morno; und der zweite 900 Schritte höher. Bei dem leztern iſt es ſchön und leicht hinunter zu gehen: bei dem andern iſt es ſo ſteil, daß man davor erſchrickt, und nur die Negern getrauen ſich, es zu verſuchen. Labat machte an allen dieſen Orten den Riß von denen Befeſtigungswerken, die heutiges Tages da ſind; vornemlich von denen, welche längſt dem Meere bis an den Billaubach fortgeführet wurden, welcher den Eingang in den Flecken St. François bedecket.

Was man den Parc nennet, iſt ein von tiefen Flüſſen eingeſchloſſener Ort, der an Gebirgen liegt, welche die Schwefelgrube tragen. Seine größte Breite iſt 1800 bis 2000 Schritte. Ob man gleich aus dieſem Poſten eine eben ſo ſichere Zuflucht, als

aus dem Eſelsrücken, machen könte: ſo hielt es der Statthalter doch nicht für rathſam, ihn dazu anzuwenden. Er verbot den Einwohnern ſo gar, ihre Familien und ihre Güter dahin zu bringen, bei Strafe, daß ſie weder Schuz bei ihren Unruhen, noch Gerechtigkeit wegen der Plünderung der Negern finden ſolten, die bei dieſen Gelegenheiten oftmals mehr zu fürchten ſind, als der Feind. Die Urſachen des Statthalters waren, es ſolten die Leute an einem Orte beiſammen ſeyn, damit denjenigen, welche die Waffen führeten, an deſſen Erhaltung eben ſo viel gelegen ſey; dieſer Ort ſolte eine Gemeinſchaft mit demjenigen Theile der Inſel haben, welcher nicht angegriffen wäre; man müßte die Verwundeten und Kranken, das Lazareth und die Wundärzte, die Magazine und Zeughäuſer, welche hinter dem Lager ſeyn ſolten, zuſammen an einen Ort bringen, wo man in der Nähe wäre, alles ordentlich und mit der nöthigen Einrichtung zu beſorgen; endlich müßte man zu vermeiden ſuchen, daß die Einwohner nicht unter dem Vorwande, ihre Familien zu beſuchen, auf einmal das Lager verlieſſen, oder die Luſt verlören, wieder dahin zurück zu kommen, welche Unbequemlichkeiten nicht zu befürchten ſind, wenn der Zufluchtsort darhinter iſt. An dieſen Ort werden ſich die Franzoſen ohne

Zwei-

Zweifel bei dem lezten Angriffe der Engländer auch begeben haben, als ſie nach Einäſcherung der Stadt Baſſeterre in die Gebirge geflohen.

Die Mitte des Landes beſteht aus Gebirgen.

Nachdem wir nun Baſſeterre und Cabesterre rings herum den Küſten nach beſchrieben, ſo müſſen wir auch etwas von der Mitte oder dem innern des Landes ſagen. Dieſes beſteht aus einer Reihe ſehr hoher Gebirge, die das obere und niedere Land von einander unterſcheiden. Es ſind greuliche Felſen und erſchreckliche Abſtürze. Dü Tertre ſah einige davon und erkante, daß ein Menſch, der unten von der Tiefe aus allen Kräften hinauf ſchrie, nicht könte von denjenigen gehört werden, welche das Ohr an den Rand legten. In der Mitte ein wenig gegen Süden, findet man das berühmte Gebirg, **Soufriere**, die Schwefelgrube genannt, deſſen Fuß auf die Spizen der andern tritt, und ſich ſo hoch in die mittlere Gegend der Luft erhebt, daß man es aus den Augen verliert. Es hat eine Oeffnung, woraus beſtändig ein dicker und ſchwarzer Rauch ſteigt, mit einigen untermiſchten Funken bei Nacht. Den neugierigen **Labat** konte keine Schwierigkeit abhalten dieſes Gebirg zu erſteigen. Er fand unterwegs nach vierthalb Stunden Reiſe eine Menge ausgebrannter Steine, die oft mit weißlicher Aſche bedekt waren, welche

Schwefelgrube.

einen

einen ſtarken Schwefelgeruch gab. Auf der Höhe hat man die ſchönſte Ausſicht von der Welt und ſieht bis über die Engliſchen Antillen hin. Die Erde rauchte oben, wo eine große Platte-forme war, auf allen Seiten, vornemlich wo Rizen und Spalten waren. Er ſtieg ſo gar bis auf die Spize der Schwefelgrube, die ein Haufen großer calcinirter Steine, der bis 12 Toiſen hoch ſeyn mag und viermal ſo viel im Umfang hatte. Es war weder Aſche noch Rauch da; unter ſich ſah er, an der Oſtſeite, die Mündung des Ofens, die bis 20 Toiſen breit ſchien. Ihre Ränder waren mit dicken Steinen bedeckt, mit Aſche und wahren Schwefelhaufen untermengt. Es ſtiegen Wirbel von einem ſchwarzen, dicken, ſchwefelichten und mit Feuerfunken vermiſchten Rauche auf. Nicht weit davon war eine kleinere Oeffnung, die wie ein zerſtörtes Gewölbe ausſah. Auch daraus ſtieg Rauch und Funken; umher zeigten ſich Rize und Spalten, die ebenfals rauchten. Das ganze Gebirge ſchien hohl zu ſeyn, wie ein Keller, voll entzündeten Schwefels, der ſich nach und nach verzehret; und da er das Gewölbe ſich ſenken läßt, unaufhörliche neue Oeffnungen darinnen macht. (*)

H Nach

(*) Dieſe Oeffnungen ſind ein Glück vor die Inſel, ſonſt würde ſie den Erdbeben gewaltig unterworfen ſeyn.

Nach zwo Stunden und eingenommener Mahlzeit ſtieg der heldenmüthige Naturforſcher wieder herab, nachdem er zum Angedenken ſeiner Reiſe vorher eine Stange mit einer Flagge aufgerichtet. Er traf auf allen dieſen Bergen, nur kahle Oerter und etwa Farnkraut nebſt elenden mit Mooße beladene Geſträuche an; welches von der beſtändigen Kälte, die daſelbſt herrſchet, von den Ausdünſtungen der Schwefelgrube und von der Aſche, die ſie oft auswirft, herrühret. Im Herabſteigen näherte er ſich der großen Oeffnung und ließ durch einen ſeiner Gefährten große Steine hineinwerfen: es vermehrte ſich aber weder der Rauch noch die Funken; nur ertönete die Erde. Wenn man mit dem Stock darauf ſtieß, ſo war es wie auf einem Schifsverdecke. Bewegte man einen großen Stein, ſo gieng der Rauch ſogleich aus ſeiner Stelle. Die Steine ſind leicht und riechen alle nach Schwefel. Die Luft war ſo friſch, daß man ſchwerlich eine Nacht aushalten könte. Die Negern, welche da Schwefel holen, um ihn hernach, wenn er gereinigt, zu verkaufen, hatten ſich einen Weg gemacht, den Labat erſt in der Rückkehr fand; er war viel bequemer, obgleich länger. 200 Schritte unter der Mündung ſieht man drei kleine Lachen mit warmem Waſſer. Die größte von einer Toiſe im Durchſchnitt iſt mit

brau-

braunem Waſſer angefüllet, welches wie das Löſchwaſſer der Schmiede riecht. Die zweite, welche weißlich, hat einen Geſchmack wie Alaun. Die dritte iſt blau und ſchmecket wie Vitriol; man ſoll davon große Stücke finden. Man ſieht hierauf eine Menge kleiner Waſſerquellen, die endlich Bäche bilden. Einer davon heißt der weiſſe Fluß, weil die Aſche und der Schwefel ſich damit vermiſcht; er ſtürzt ſich in den Ludwigsfluß, kann aber nicht fiſchreich gemacht werden. So wie man ſich von dieſen verbrannten Feldern entfernt, wird das Land immer ſchöner. Man ſieht wieder Gras, grüne Bäume, wolgebaute Felder; und man glaubt in eine neue Welt zu kommen, wenn man dieſes fürchterliche Gebirge verläßt.

Alles was man bisher angeführt hat, betrift denjenigen Theil der Inſel, welcher den Namen Guadaloupe führet. Nun müſſen wir uns nach **Grandeterre** oder dem **großen Lande**, als der andern Hälfte der Inſel wenden, die um ein wenig größer, aber viel ſpäter bewohnt, und angebauet worden, daher auch die Beſchreibungen der Schriftſteller ganz kurz davon ſind. **Dü Tertre** kam gar nicht dahin; und wenn man die Beſchreibung **Labats** mit **Bellins** Charte vergleicht, ſo ſieht man leicht, daß **Grande terre** in neuern Zeiten ungemein

Beſchreibung von Gran de terre.

müſſe bevölkert worden ſeyn. **Labat** zählt nur drei Kirchſpiele darin, auf **Bellins** Charte aber entdekt man deren ſechſe. Dieſe Charte, ob ſie gleich zu dem 17. Band der **Sammlung aller Reiſebeſchreibungen**, worinnen die Geſchichte der Antillen beſchrieben iſt, abgeſtochen worden, kommt doch mit der Beſchreibung ſelbſt, oder dem Text, ſo wenig überein, daß man ſich wundern muß, daß Hr. **Prevot**, der dieſe Sammlung (*) beſorgt, ſo ſeichte und unachtſam dabei iſt, da er doch nicht den bloſſen Sammler allein, ſondern auch den Schriftſteller vorſtellt, der die Reiſebeſchreibungen aus der neuern Geſchichte ergänzen und einen Zuſammenhang heraus bringen will. Eben ſo muß man ſich auch über die Unachtſamkeit des Herrn **Bellins** verwundern, daß er bei Verfertigung ſeiner Charte die beſten Schriftſteller von Guadaloupe, den **du Tertre** und **Labat** nicht beſſer zu Rathe gezogen und ihre Beſchreibungen und Namen angemerkt. So gedenket z. E. Labat eines **Forts Louis**, das er in **Granderre** an die Küſte des kleinen Sacks ſezt, wovon **Bellin** nicht ein Wort gedenkt, da doch

(*) Es geht eben mit dieſer Sammlung wie mit allen großen Werken: zulezt eilt man und die leztern Theile werden den erſten nimmer gleich. Man muß ſich wundern, daß ein Franzos ſo lange Gedult gehabt.

doch dieſes Fort merkwürdig ſcheinet. Wenn es auch abgegangen wäre, ſo hätte es doch ſollen bemerket werden, wie Bellin etlicher alten Forts in Baſſeterre und Cabesterre mit Recht Erwähnung gethan.

Aus dieſer Verwirrung wollen wir die Ordnung ſo viel möglich heraus ſuchen und zu dieſem Ende Labats Beſchreibung und Bellins Charte zuſammen nehmen, dann du Tertre hat gar nichts davon. Wir wollen von der oberſten Spize Antigue gegen Norden anfangen, wovon das daſige Kirchſpiel den Namen hat. Labat gedenkt nichts davon. Auf der weſtlichen Seite dieſes Kirchſpiels ſezt die Charte die Spize **Garigue**, hernach gelangt man zu **Antigue**, das ein namhafter Ort ſeyn muß, (*) wo **Portlouis** gezeichnet iſt und zwei kleine Eilande, zwiſchen welchen die **Feigenbaumsſpize** liegt, worauf man erſt zu der **Antiguespize** gelangt; denn folgt die Bucht **la Valuenne, Portplatte** und die **große Bucht**, worein ſich ein Fluß ergießt. Dieſe ganze Küſte an dem großen Sack gelegen zeigt große Ebenen und viele Wohnpläze; man findt auch einige Seen darinnen, aber nicht viel Flüſſe. Die Küſte von Nordoſten fängt beim **dicken Kap** an, woran

Kirchſpiel Antigue.

(*) Die Engländer haben dieſen Ort diß Frühjahr in die Aſche gelegt.

das Inſelchen **Deſtela** liegt, und gleich darauf kommt man zur Körperbucht, auf welche die **Morizbucht** folget. Auch hier zeigen ſich viele Wohnpläze, obgleich dieſe öſtliche Küſte etwas bergigter iſt.

Hafenmoule Kirchſpiel.

Bei dem Morne **al' eau** fangt das **Hafen-Moule** Kirchſpiel an. Die **Patatenbucht** folgt nächſt darauf, und dann die **Nordweſtbai**, in welche ein Fluß gehet. In der Mitte dieſes Kirchſpiels liegt der Flecken und Hafen **Moule** in einem ſchönen ebenen Lande, das mit vielen Wohnpläzen längſt der Küſte bis zur **Zahnbucht** gezieret iſt. Da wird die Küſte wieder bergigt, abſonderlich bei dem Morne **Malherbe**, der Waſſerbucht und dem **Cap St.** Johann, zwiſchen welchen das **Kroneninſelchen** liegt.

Kirchſpiel St. Franciſcus.

Von der **St. Marienbai**, daran auch ein kleines Eiland, gelangt man in das **St. Franciſcus** Kirchſpiel, welches die öſtliche Spize von Grande terre einnimmt, die ebenfals meiſt eben und vortreflich Land auch eine Menge Einwohner hat. An der äuſſerſten Spize, die die **Schlöſſerſpize** heiſſet, liegen ſehr viele Caien, oder kleine Eilande und vorher noch ein Inſelchen, das **Höllenthor** genannt. Auf dieſer Spize macht man viel Salz, ſo die Sonne austrocknet, daher die **Salzgrubenſpize** ihren Namen hat. Weiter hinein liegt ein gröſſeres Eiland mit etlichen Bergen, ſo das

Klei-

kleine **Land** heißt. Wenn man die **Mouſtiguenſpize** und **Champagnebucht** vorbeigegangen, ſo kommt man in den Flecken **St. Franciſcus**, von welchem ein ſchöner Weg meiſt eben bis nach **Moule** und St. **Anne** gehet und von da bis in das **Goſier** Kirchſpiel.

St. Anne Kirchſpiel.

Das **St. Anne** Kirchſpiel nimmt ſeinen Anfang bei der **Barkenbucht**, hierauf kommt man nach **Heleu** und dann nach **St. Anne**, wo ein ſchöner Hafen, darin der Admiral **Bompart** lezthin ſeinen Succurs ausſchiffen wollen, als die Capitulation mit den Engländern ſchon geſchloſſen war. Nach St. Anne gelangt man zur **Largetſpize**, und endlich zu den beiden **Diamanten**, ſo zwei kleine Eilande ſind. Das Ufer an der Küſte iſt ziemlich eben und meiſt bewohnt. Im Lande hinein trift man zwiſchen den Bergen die angenehmſten und fruchtbarſten Thäler an. In dieſem Kirchſpiel muß das **Fort Louis** gelegen haben, oder noch liegen, davon Labat Meldung thut, **Bellin** aber deſſen gar nicht gedenket, es wäre dann, daß es von dem kleinen Sack an den großen, wo jezt **Port Louis** und **Antigue** iſt, verlegt worden, weil es ohnehin zu keiner ſonderlichen Vertheidigung diente. Labat beſchreibt es alſo. Dieſes Fort iſt ein Parallelogramme von 50 Toiſen lang und 10-12 breit, welches aus einer doppelten Reihe

Fort Louis.

Palliſaden beſteht, deren eine 6 Fuß von der andern iſt, um die Erde und Reisbündel zu halten, woraus dieſe Art von Bruſtwehre beſteht. Einige vorſpringende Winkel zeigen hölzerne Platteformen für das Geſchüz. Es iſt nichts gemaurtes daſelbſt, als das Thor, ein kleines Pulvermagazin, welches an der Seite iſt, eine Küche, ein paar Oefen und eine Ciſterne. Selbſt das Haus des Befehlshabers iſt von in die Erde geſtekten Gabeln, jedoch gediehlet, und mit Schindeln gedecket. Die Soldatenbaracken und andere Gebäude ſind nur von Schilf und Stroh. Weil dieſer Poſten auf einer Höhe liegt, von da er die Schiffe nicht vertheidigen kann, die am Fuſſe ankern; ſo hat man unten eine geſchloſſene Batterie gemacht, wie eine Schanze, von da 6 Canonen auf die Rheede ſchieſſen können: ſie würde aber bei einer Landung wenig widerſtehen können, weil ſie beſtrichen wird; ſo daß der einzige Vortheil des Forts in der ſchönen Ausſicht beſtehet. Man entdecket daſelbſt den größten Theil von Cabesterre und dem großen Sacke und alle Inſelchen, womit der kleine Sack angefüllt iſt. Man ſieht die Inſeln Samos und bei hellem Wetter die Gebirge von **Dominique.**

Schlund, oder Goſier Kirchſpiel.

Das **Schlundviertel** (Quartier du Goſier) iſt dem Fort Louis am nächſten. Es fangt

fangt bei der Salzgrubenbucht an und geht in ſchönen und ſehr bewohnten Ebenen über die große Bai hinaus, woran ein Flecken an einem Fluß lieget, der in die Bai lauft, gegen einem kleinen Eilande zu, ſo darinnen liegt.

Abgründe Kirchſpiel.

Nun iſt noch das Abgründe Kirchſpiel übrig, ſo eines der größten, am geſalzenen Fluß lieget und an den großen und kleinen Sack gränzt. Dieſe Abgründe ſind große Vertiefungen, die das Meer in das Land macht, wohin ſich die Schiffe zur Zeit der Orcane begeben, oder vor dem Feinde bergen können. Das Waſſer iſt daſelbſt tief, und wenn die benachbarten Länder, ſagt **Labat**, umgerodet würden: ſo könte man ein vortrefliches Fort daſelbſt anlegen, welches nur eine Schanze zu ſeiner Vertheidigung brauchte. Ein Inſelchen, welches man die Schweininſel (*) nennet, decket die Rheede vollkommen. Wenn endlich, fährt Labat fort, das Fort Louis in dieſes Viertel verlegt würde: ſo würde es dieſen Theil der Inſel vor allem Anfalle ſichern. (**)

(*) Auch dieſes Inſelchen, gleichwie noch viele Oerter und Flüſſe, deren die Reisbeſchreibung gedenkt, zeiget die Charte Bellins nicht.

(**) Der Ritter Renaud, Generalingenieur der Marine, welchem 1700 aufgetragen war, die Pläze in Amerika zu beſuchen, machte den Anſchlag daſelbſt ein Fort anzulegen/wovon er auch den Riß gab. Es wird wol bei der Spize Antigue geſchehen ſeyn, wo jezo Portlouis iſt, deſſen Labat noch nicht gedenket.

Die Kirchſpiele von Grandeterre werden dem Geiſtlichen nach meiſtens vou den Capucinern beſorgt. Das ganze Land iſt vortreflich und hat keine ſo fürchterliche Gebirge, als wie der andere Theil, oder Guadaloupe ſelbſt. Man findt die vortreflichſten Savannen darinnen, abſonderlich in dem Abgründe Kirchſpiel. Man fieng auch mit gutem Glücke an Zucker zu pflanzen, worauf die ſchönſten Zuckerwerke angelegt worden. Der Zucker iſt ſchön und wol gekörnt, vornemlich wenn er noch friſch iſt: vormals wurde er aſchicht, oder weichlich, wenn er einige Monate aufgehoben wurde. Dieß iſt auch der Fehler von dem meiſten Zucker aus den Engliſchen Antillen. Man hat bemerkt, daß es auf dem großen Lande von Guadaloupe daher kam, daß ein ſo neu angebauter Boden noch zu fett, andere ſagen, noch gar zu voller Salz und Salpeter war; man verſichert nun, die Felder hätten dieſe böſe Eigenſchaft verloren, ſeit dem man ſie gebraucht hätte. Es wächſt auſſer dem eine Menge ſehr guter Bäume daſelbſt, die ſich in dem andern Theil der Inſel nicht finden.

Fünf=

Fünftes Capitel.

Beſchreibung der Inſel Mariegalante, der Heiligeninſel, Deſirade, und der Vortheile, welche die Engländer aus dem Beſize dieſer Inſeln ziehen können.

Da die Inſel Mariegalante und der Heiligen Inſel zu nächſt an Guadaloupe liegen, auch von da aus bevölkert worden, und überhaupt in dem genaueſten Zuſammenhang mit jener ſtehen: ſo wollen wir ihre Beſchreibung hier gleich beifügen. Man findt zwar bei den Schriftſtellern, weil es kleine Inſeln ſind, faſt nichts als die Namen davon; wir wollen aber doch alles zuſammen leſen, was wir auftreiben können. Die Lage und Größe dieſer Inſeln haben wir oben ſchon angezeigt; dem nur noch dieſes beizufügen, daß Mariegalante nur gegen 7 Seemeilen von Grandeterre und faſt noch ſo weit von Cabesterre auf Guadaloupe entfernet ſey. Chriſtoph Colombo (*) entdekte ſie den 3 Nov. 1493. Die Indianer, oder eigentlich die Caraiben haben ſie, ſowol wegen der Fiſcherei, als auch wegen einiger darauf angeleg-

Beſchreibung der Inſel Mariegalante.

(*) S. Charlevoix, hiſtoire de St. Domingue T. I. pag. 144.

gelegter Gärten, beſtändig fleiſſig beſuchet, und vielleicht ordentliche Wohnpläze darauf gehabt, wie aus dem folgenden zu ſchlieſſen. **Houel**, der Statthalter von Guadaloupe kaufte Mariegalante von der Franzöſiſchen Compagnie der Inſeln, bevölkerte und beſeſtigte ſie. Als der **Marquis von Maintenon von Angennes** mit des Königs Fregatte, der **Hexe**, nach den Inſeln gegangen war, um die Seeräuber zu verjagen: ſo erhielt er die Statthalterſchaft von Mariegalante, einige Jahre darnach aber trat er dieſen Poſten an **Auger** ab, dem die Franzöſiſchen Antillen ungemein vieles zu danken hatten. Die Engländer wolten ſich etlichemal ihrer bemächtigen, ſie wurden aber bald von den Wilden, bald von den Franzoſen abgetrieben, woraus zu ſchlieſſen, daß die Wilden müſſen Wohnpläze darauf gehabt haben, ob es gleich auch möglich iſt, daß ſie von Dominique, als ihrem vornehmſten nächſt dabei gelegenen Wohnſiz dahin mögen gekommen ſeyn, um die Engländer, denen ſie niemals gar hold geweſen, aus ihrer Nachbarſchaft zu vertreiben. Die erſte Bevölkerung von den Franzoſen geſchah im Jahr 1652 (*) die **Caraiben** aber plünderten ſie gleich das Jahr darauf: allein **Houel** ſtellte noch im October deſſelben Jahrs

(*) S. Du Tertre Hiſt. des Antilles T. I. p. 420.

Jahrs alles wieder in Ordnung. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatten ſie den unangenehmſten Beſuch von den Engländern. Die Einwohner von Antego richteten 300 Mann auf, die von dem Obriſten **Hewetſon** angeführt wurden und unverſehens auf der Inſel landeten, die Einwohner in die Wälder jagten, ihre Oerter und Wohnpläze abbrannten, ihre Stücke vernagelten, die Feſtung ſchleiften und, nachdem ſie alles rein ausgeplündert, wieder nach **Antego** zurück kehrten. Dem ungeachtet erholte ſie ſich vollkommen wieder, daß ſie faſt durch und durch angebauet wurde, und alles hervor brachte, was man in Guadaloupe pflanzte. Sie hat keine ſo hohe Gebirge, wie dieſe Inſel, ſondern iſt viel flächer und mit dem vortreflichſten Holze bewachſen, wo der Boden nicht umgerodet iſt. Auch ſelbſt auf den Anhöhen haben ſich die lieblichſten Wohnpläze gebildet, weil ziemliche Ebenen auf den Bergen angetroffen werden, da man eine angenehme und friſche Luft genieſſet. Herr **Bellin** hat dieſe Inſel auf der Charte von Guadaloupe auch abgezeichnet, aber nicht weiter als einen einzigen Namen angegeben, nemlich an der öſtlichen Küſte, **St. Anne**, dabei er einen Ort oder Flecken angezeiget. An der ſüdlichen Spize iſt ein Fort gezeichnet, ſo aber keinen Namen hat. Auf beiden

Sei-

Seiten dieſes Forts ſind Flůſſe bemerkt, gleich wie auch ein ſtarker Fluß an der weſtlichen Kůſte und einer an der nordlichen. Die Inſel hat ſich bei der lezten Erobrung den Englåndern unter den nemlichen Bedingungen unterworfen, unter welchen ſich Guadaloupe ergeben. Die beſchuheten Carmeliter von Guadaloupe beſtellen die Pfarrer in Mariegalante und auf der Heiligen-Inſel.

Beſchreibung der Heiligeninſel.

Von dieſer Inſel kőnnen wir noch viel weniger Beſcheid geben, als von der vorigen, da weder **Laetius**, noch Bloome derſelben gedenken; und andere Schriftſteller, auch ſo gar die neueſten ſie als unbewohnt angeben, wie die **allgemeine Geſchichte von Amerika**, ſo unter der Aufſicht Herrn D. **Baumgartens** herauskommen. (*) So gar **Prevot** ſezt ſie in dem lezten Band der **allgemeinen Hiſtorie** der Reiſen unter die verlaſſenen. (**) Sie wurde von den Spaniern gleich anfangs auch entdecket die ſie **Todos = Santos** nannten. **Rochefort** ſchreibt, daß ſie zu ſeiner Zeit unbewohnt geweſen, darin ihm aber ſchwerlich zu glauben, weil **Labat** ſagt, daß, als **Houel** die-

(*) S. den 2 B. p. 833.

(**) S. den 17 B. p. 452. Eben ſo begeht Prevot den Fehler von der Inſel St. Croix, da doch vor einigen Jahren alle Zeitungen angezeigt, daß die Dånen Beſiz davon genommen.

dieſe Inſel mit den übrigen der Franzöſiſchen Compagnie abkaufte, dieſelbe noch nicht ſey erobert geweſen, ob ſie gleich im Kaufbriefe ſtund. Den 18 Oct. 1648 haben die Franzoſen Beſiz davon genommen, jedoch erſt im Jahr 1652 eine daurhafte Pflanzſtätte darauf errichtet, wie **dü Tertre** bezeuget. (*)

Die Heiligeninſel begreift eigentlich ſechs kleine Eilande, die in gleichem Grad der Norderbreite mit Mariegalante und Guadaloupe, nemlich im 16 liegen, und zwar zwiſchen den zwo erſt genannten Inſeln und Dominique. Von dem alten **Karlsfort** in Guadaloupe ſind es nur dritthalb Seemeilen bis zur Heiligeninſel und etwas über 5 Meilen von da bis zu Marie galante, auch ungefähr eben ſo weit von Dominique; woraus die Wichtigkeit dieſer Lage ſchon erhellet. Die Inſel theilt ſich in zwei größere Eilande, das **obere** und **niedere Land** genannt und in vier kleinere ein, davon zwei in der Mitte gegen Norden, und zwei gegen Süden liegen, die zwar nur vor eines gerechnet werden und das **durchbrochene Inſelchen** heiſſen. Sonſt hat **Bellin** keinen Namen auf der Charte, wol aber viele Wohnpläze und einen vortreflichen Ankerplaz zwiſchen den Inſeln angegeben, worin

(*) Tom. I. pag. 417.

worin die Schiffe gewiß ſicher liegen müſſen, da ſie von dieſen Inſeln umgeben ſind.

Beſchreibung der Inſel Deſirade.

Da die Inſel **Deſirade** auch in dieſer Gegend und nur 10 oder 12 Meilen von Guadaloupe gegen Nordoſt liegt, ſo wollen wir ihre Beſchreibung hier auch noch beifügen, obgleich die Schriftſteller ihrer faſt gar nicht gedenken. Sie hieß ſonſt auch **Deſſuada**, oder **Deſeada**. Nach dem **Oviedo** einem Spaniſchen Geſchichtſchreiber iſt ſie durch Chriſtoph **Colombo** auf ſeiner zweiten Reiſe den 2 oder 3 Nov. 1493 entdeckt worden. Weil es die erſte Entdeckung auf ſeiner zweiten Reiſe war, ſo nannte er ſie **Deſirade**, nachdem er ſeinen Wunſch erfüllt ſahe. Sie liegt 16 Grad 10 Minuten von der Linie und iſt etwa halb ſo groß als Marie galante. Sie hat gutes Erdreich und jezo einige Wohnpläze, nachdem ſie von den Franzoſen bevölkert worden. Als **Rochefort** ſein Buch ſchrieb, war ſie noch verlaſſen. Die Zeit von der Franzöſiſchen Beſiznehmung iſt unbekant. Weil ſie nicht groß, ſo wird ſie, wie die andern benachbarten Inſeln, leicht in der Engländer Hände fallen.

Dieſen Sommer haben die öffentlichen Zeitungen die Nachricht überbracht, daß der Engliſche Admiral **Moore Marie galante** und die Heiligeninſel nebſt Dominique, ſo gleich darunter liegt, auch vollends

ero-

erobert habe. Von der erſten und lezten iſt es beſtätiget worden, und an der zweiten wird auch nicht zu zweifeln ſeyn, da ſie weniger Widerſtand thun kann, als die beiden andern. Was nun England vor wichtige Vortheile aus der Erobrung dieſer Inſeln ziehe, iſt leicht zu erachten.

Wichtige Vortheile der Engländer aus der Erobrung dieſer Inſeln.

1) Iſt Guadaloupe von ſolcher Wichtigkeit, daß die Franzoſen ſelbſt geſtehen, ſie könten Capbreton eher verſchmerzen als dieſe Inſel. Ihr Handel dahin iſt ſo groß, daß ſie allein aus Guadaloupe jährlich 80000 Oxhofde-Zucker, nebſt einer großen Menge Indigo und Caffee, die erſt in neuern Zeiten recht ſind gepflanzet worden, gezogen haben. Sie durften dieſen Inſeln kein Geld, ſondern nur Waaren und Landesproducte zuführen, wodurch alſo erhellet, was die Fabriken in Frankreich dadurch leiden müſſen. Durch die Schiffahrt dahin ernährten ſich wieder eine Menge Leute und werden gute Matroſen dadurch gezogen, alles dieſes ſchmälert nun die Franzöſiſche Handlung und Seemacht ungemein und vergrößert um deſtomehr die Engliſche Handlung und Seemacht.

2) Wird England durch den Beſiz dieſer Inſeln in den Stand geſezt ſeinen großen Plan auszuführen, ſich wenigſtens der Franzöſiſchen Antillen insgeſamt zu be-

mächtigen. Die Lage der bereits eroberten kommt ihnen hierzu vortreflich zu ſtatten. **Martinique** liegt jezt zu nächſt, ſie können dieſe Inſel, als den Hauptſiz der Franzöſiſchen Handlung nun völlig einſchlieſſen und von allen Seiten anfallen, da ſie von ihren Inſeln in der Nähe unterſtüzt werden. Eben ſo wird es

3) leicht ſeyn, ſich der **Caraibiſchen** und **neutralen Inſeln**, über die man bisher ſo viel geſtritten, zu bemächtigen. **Dominique** als die vornehmſte, iſt ſchon erobert, hernach kommt St. **Lucia**, St. **Vincent** und **Bequia**, wo noch die Caraiben ſind, die ſich leicht demüthigen und ergeben, wo ſie ein wenig Gewalt ſehen.

4) Die Engländer ſind auch eher im Stande dieſe Inſeln zu beſezen und zu bevölkern, da ihre Antillen gepfropft voller Einwohner ſind und aus England leicht mehrere an ſich ziehen. Die Holländer befürchten dieß auch von ganzem Herzen, dann die Reihe könte hernach leicht auch an ſie kommen. Wenigſtens erhält England

5) auch noch dieſen Vortheil daraus, daß die Holländer in Kriegszeiten, wenn ſie neutral ſind, den Franzöſiſchen Handel auf den Antillen und den Schleichhandel an den Spaniſchen Küſten, beſonders im Mexikaniſchen Meerbuſen, nicht

ſo

ſo an ſich ziehen und den Franzoſen alle Bedürfniſſe zuführen können. Dahingegen können

6) die Engländer mit den Spaniern noch beſſer zurecht kommen, den Schleichhandel, der meiſt paares Geld einträgt, höher treiben und ſich im Mexikaniſchen Meerbuſen durch ihre Flotten furchtbar machen; folglich wird hernach auch das Campecheholz leichter zu erhalten ſeyn, wovon die Spanier die Engländer abtreiben wollen.

7) Wird der höchſtbeträchtliche Zuckerhandel hernach faſt ein Monopolium für England. Frankreich hat mit dem Zucker aus ſeinen Antillen nicht nur ſein eigen Land, ſondern auch noch halb Teutſchland verſehen. Was die Spanier, Portugieſen und Holländer aus Amerika gezogen, hat kaum für ihre Länder gereichet. Der Zucker aus Oſtindien iſt wegen der langen Reiſe theurer und kommt eben nicht ſo gar viel daher; die Spanier pflanzen nicht viel auf ihren Inſeln, ſondern ſind zufrieden, wenn ſie nur einmal des Tages eſſen und die übrige Zeit ſpazieren gehen können. Folglich muß England mit dem Zucker, wenn es Martinique vollends bekommen ſolte, einen erſtaunlichen Handel bekommen. Viele teutſche Provinzen empfinden es ſchon,

da der Zucker ſo gewaltig im Preiſe geſtiegen, und ſchwerlich bei dieſen Umſtänden wolfeiler werden wird, weil der Zucker aus England über Holland zu uns muß, da dann die Herrn Holländer für die Durchfahrt auch etwas werden ziehen wollen.

8) Hat man auf den Franzöſiſchen Inſeln den Caffee häufig anfangen zu pflanzen, wie dann unſere Frauen ſchon dieſe Caffeeſorten zu nennen wiſſen: England konte aber ſein eigen Land noch bei weitem nicht damit aus ſeinen eigenen Pflanzſtädten verſehen; folglich müſſen ſie nun dadurch vieles Geld erſparen und können noch davon anderwärts abſezen und alſo Geld herbeiziehen.

9) Da die Franzöſiſchen Negers auf Guadaloupe einen Aufſtand erreget und meiſt zu den Engländern bei der leztern Eroberung übergegangen, ein ſolcher Neger aber auf 2 bis 300 fl. gerechnet wird, davon über 10000 in Guadaloupe seyn ſollen: ſo ſieht man leicht, daß nur dieſer einzige Artikel ein paar Millionen betragen könne.

Wir enthalten uns weitere vortheilhafte Folgen aus dem Beſiz dieſer Inſeln anzuführen, und fügen nur noch dieſes bei, daß ſchon **Cromwel** den Vorſchlag gefaßt das Spaniſche Amerika zu erobern. In ſolchem

chem Fall würde die Vorherſagung jenes Engliſchen Miniſters unter der Regierung der Königin Anna ziemlich in die Erfüllung gehen: **daß man einſt in Europa keine Canone würde losſchieſſen dörfen, ohne vorher die Erlaubniß in England dazu einzuholen.**

Sechſtes Capitel.

Von der Franzöſiſchen Handlung und Schiffahrt nach den Antillen.

Die erſt angeführten Vortheile aus dem Beſiz der Franzöſiſchen Antillen werden um ſo mehr in die Augen fallen, wenn wir die Franzöſiſche Handlung und Schiffahrt dahin etwas umſtändlicher vorſtellen werden. Wir können dieſes Capitel, ehe wir noch zur Beſchreibung der übrigen Inſeln fortſchreiten, hier füglich einſchalten: weil die aus- und eingehenden Waaren bei allen dieſen Inſeln faſt gleich, und man alſo keine unnöthige Wiederholungen machen darf. Der Leſer hat hierdurch auch mehr Abwechslung, als wenn die Beſchreibung in einem fortgienge. Auf ſolche Weiſe werden wir hernach auch ein Capitel von

Warum hier von der Handlung und Schiffahrt nach den Antillen gehandelt werde.

der Naturgeſchichte, der Kirchengeſchichte und dem Zuſtande der Wiſſenſchaften auf dieſen Inſeln einrücken.

Schiffahrt und Handlung der Franzoſen nach den Antillen.

Was nun die Schiffahrt und Handlung der Franzoſen nach den Antilliſchen Inſeln überhaupt betrift; ſo treiben weit mehr als 200 Franzöſiſche Schiffe die Handlung auf dieſen Inſeln, und es iſt nichts auſſerordentliches, auf der Rheede von **Martinique** und **Guadaloupe** bis 80 beladene Kauffahrteiſchiffe zu ſehen. Dieſe Schiffe ſind ordentlich von 100 bis 250 Tonnen, welche man den größern deßwegen vorgezogen hat, weil, da dieſe allzulange Zeit zu ihrer Einladung haben müſſen, der Taback und die andern Waaren Gefahr laufen zu verderben. Die Jahrszeit zur Abfahrt dieſer Schiffe aus Frankreich iſt vom Monat Sept. bis zum Monat Februar, weil, obgleich die Schiffahrt nach den Franzöſiſchen Antillen faſt zu aller Zeit geſchehen kann, es dennoch beſſer iſt, die Jahrszeit der **Orcane**, welche auf den Inſeln, während der Monate Julius, Auguſtus und September herrſchen, zu vermeiden; über dieſes auch die Schiffe, welche erſt in den Monaten Oct. Nov. Decemb. und Jenner abſegeln, in den Inſeln gleich zur Zeit der Zuckerernte ankommen, welcher einen der vornehmſten Gegenſtände dieſer Handlung ausmacht. Sonſt iſt zwar der Taback eine Zeitlang

die

die Waare geweſen, womit auf den Inſeln das gröſste Gewerbe getrieben worden; gegenwärtig aber iſt es der Zucker, indem daſelbſt, abſonderlich auf Martinique und Guadaloupe nicht mehr Taback, als blos zum Gebrauch des Landes gebauet wird. Die andern Waaren welche man daſelbſt erzeuget, ſind Indigo, Cacao, Rocou, Caſſia oder Caniſice, Baumwolle, Ingwer, Zimmet, Piment, eingemachte Ananes, und einige medicinaliſche Gummi. (*) Man zieht auch daher Leder, Schildkrotenſchalen, und endlich Holz zur Färberei und zu eingelegter Arbeit, als Roſenholz, indianiſch Holz, Braſilienholz, Broſillet, Fuſtock und grün Ebenholz. In neuern Zeiten iſt der Caffee zu groſsem Vortheil hinzu gekommen. Labat hat deſswegen die geſchickteſten Vorſchläge gethan. Uebrigens ſind die Franzöſiſchen Reiſebeſchreibungen in Anzeige des Gewinns etwas Geheimniſsvoller, als die Engländer. Man ſchäzet indeſſen, daſs Martinique ein gemeines Jahr hindurch auf 5 bis 6 Millionen Pfund Zucker, Guadaloupe über 4 Millionen, Mariegalante 5 bis 600000 Pfund, Grenade und Ste Croix zuſammen lieferten ſonſt 4 bis 500000 Pfund. Die andern Inſeln bauen

Ausgehende Waaren der Antillen.

(*) Von dieſen Producten wird man in dem Capitel der Naturgeſchichte die weitere Erläuterung unten finden.

bauen nur Taback und einige blos Hülſenfrüchte, womit ſie einen ziemlich guten Handel nach Martinique, St. Chriſtoph und Guadaloupe treiben.

Ehmalige Holländiſche Handlung nach den Franzöſiſchen Antillen.

Vor Errichtung der Franzöſiſchen weſtindiſchen Compagnie, ſo im Jahr 1664 geſchah, profitirten die Franzoſen in Europa das wenigſte von der blühenden Handlung dieſer Colonien, indem ſich die Holländer ſelbiger, ſo zu ſagen, faſt völlig bemeiſtert hatten. Damals geſchahen zu **Flieſſingen** und **Middelburg** die vornehmſten Schifsladungen vor Martinique, inmaſſen die Kaufleute dieſer beiden Städte alle Jahre mehr als 100 Schiffe dahin ſchickten, die ihre Ladung beſtändig bereit fanden, welche reiche Kaufleute von ihrer Nation, die ſich daſelbſt etablirt hatten, in die unermeßlichen Magazine, die man ihnen daſelbſt anzulegen, nur ſo obenhin erlaubt hatte, zuſammen zu bringen, beſorgt waren. Wie nun das ausſchlieſſende Privilegium der Compagnie dieſe fremde Handlung völlig darnieder gelegt hatte, welche die Holländer gleichwol zu erhalten ſuchten, indem ſie ihr alle Jahre eine beträchtliche Erkentlichkeit für die Freiheit dieſer Handlung anboten; ſo trieben ſelbige dennoch eine Zeitlang nur die Schiffe dieſer Compagnien. Nachdem aber endlich die Kaufleute zu **Rochelle**, **Bourdeaux**, **Rouen**, **St. Malo**

und

und Nantes, wie auch ſo gar in den Häfen von Provence, abſonderlich von Marſeille und Toulon, ein Belieben zu dieſen Fahrten bekommen hatten, für welche es ihnen nicht ſchwer war, Paßporte zu erhalten; und nachdem auch das Privilegium der Compagnie nach Ablauf einer Zeit von 8 oder 10 Jahren war wiederrufen worden: ſo iſt dieſe ganze Handlung den Franzoſen geblieben, welche ungeachtet der langen Kriege Ludwigs des XIV, die ſie zum öftern unterbrochen haben, noch eine der reichſten und floriſanteſten iſt, die Frankreich aus den Häfen treibt, welche es am Ocean und am Mittelländiſchen Meere hat.

Eingehende Waaren auf den Inſeln.

Die Waaren, welche die Franzöſiſchen Schiffe nach den Inſeln bringen, beſtehen in allem, was zur Nahrung und zum Unterhalte der Einwohner, zum Feldbau, zur Arbeit der Schwarzen, und zur Haushaltung nöthig iſt. Unterdeſſen ſind dieſelben dennoch nach Beſchaffenheit der Häfen, wo die Ladungen geſchehen, unterſchieden. Wenn die Schiffe von Rochelle oder von Bourdeaux abſegeln: ſo geſchiehet ihre Ladung mit eingeſalzenem Rindfleiſche und Speck, mit Mehl, Brantewein, (*) Weinen

(*) Die Weine gehen ab, man mag deren bringen ſo viel man will. Wenn die Schiffe nur etliche Monate ausbleiben, ſo muß man Waſſer trinken. Jedoch können ſie auch andere ge-

nen von Rochelle und Bourdeaux, und manchmal auch von Madera, den ſie unterwegens einnehmen, mit Stockfiſchen, Heeringen, Baumöl, Käſen, Butter, Seiſe, Eiſen, Leinwand, Keſſeln und einer Menge Kram- und kleiner Eiſenwaaren. Die Schiffe von **Rouen**, welche für die Inſeln beladen werden, ſcheinen den Kaufleu-

ſunde und ſchmackhafte Getränke auf den Inſeln ſelbſt machen, wie weiter unten vorkommen ſoll. Die beſten Franzweine kommen aus Bourdeaux. Man weißt aber, daß nicht alle Weine, die man daſelbſt ladet, Graverweine ſind, ſondern daß die meiſten von Palus kommen, d. i. von denen niedrigen und fetten Orten, welche dicke und harte Weine geben, welche gemeiniglich von den Nordiſchen Völkern geſucht werden. Dieſe groben Weine aber klären ſich auf, wenn ſie über die See gehen, und werden unendlich beſſer, als ſie in dem Lande ſind, wo ſie wachſen. Man bringt auch Spaniſche, Portugieſiſche, Italiäniſche, Rhein- und Moſlerweine dahin. Die allgemeine Hiſtorie der Reiſen ſezt auch die Neckarweine dazu, daß ſie daſelbſt getrunken werden, welches einen wundern ſolte, da dieſe Weine ſonſt auf dem Waſſer etwas ſchwach werden. Sie erholen ſich aber auch wieder, wenn ſie einige Zeit ausruhen. Wenigſtens ſind dieſe Weine an der Königlichen Tafel in London ſchon getrunken worden. Von Branteweinen und allerhand abgezogenen Waſſern geht in den Inſeln auch unglaublich viel auf; jedermann trinkt davon, und wenn ſie gut ſind, ſchreckt kein Preis ab.

leuten von Rochelle und Bourdeaux die Sorge für die Nahrung zu überlaſſen, und für ihren Theil nur dasjenige einzunehmen, was zur Bekleidung und zum Unterhalte der Einwohner dieſer Colonien dienen kann. Die Waaren ihrer Ladung ſind alſo: Barchet, Baſins, Padau von unterſchiedlicher Breite, wollene Bänder und Gallonen, die man Rollen nennet, von allerhand Farben, Schreibfedern, Schreibzeuge, Garn aus Bretagne von allerlei Farben, Roſenkränze, allerlei Arten von Zinngeſchirre und anders dergleichen Geräth, Schuhe, Nadeln, Karten, Gewehr, Bandeliers, Lunten, Pulver, Blei, Schrot, Sättel, Zäume, Sporen; allerhand Arten von küpfernem Haus- und Küchengeräthe, als Keſſel, Töpfe, Pfannen, Platten zum leinen Zeuge; allerhand Arten von Schloſſerarbeit, Meſſer u. d. g. hanfene Leinwand, die Ehle zu 16 bis 30 Sols, halb weiſſe fläͤchſene Leinwand zu 20 bis 30 Sols, geſtreifte Leinwand zu 15 Sols, grobe Werk- und Sackleinwand, die Ehle zu 10 bis 16 Sols, wollene Bettdecken, ein und anderes von ſeidenen Stoffen, Sarſchen und Kamelottwaaren, Droquets und Etamine; allerhand Arten von Spiegeln in Rahmen, von ſchlechtem oder vergoldetem Holze, wie auch mit Leder überzogen, und die man zuſammen legen kann; ganz fertig

fertig gemachte Wämſer für Weibsperſonen von unterſchiedlichen ſeidenen und baumwollenen Zeugen von allerhand Farben und Moden; Kleider und Oberröcke für Mannsperſonen, ſeidene und wollene Strümpfe, eingefaßte Hüte von Biberhaar; ingleichem von Spaniſcher, und von Wolle von Caudebec und andern Sorten; allerhand Arten von ſchlechtem oder faſonirtem Bande, mit und ohne Gold, von allerlei Farben und Breiten. **Marſeille** und **Toulon** liefern Oele, Oliven, Käſe, trockene Früchte, Weine und einige leichte Zeuge aus den Manufacturen von Provence. Man ſchäzet daß ein Jahr lang aus Frankreich nach den Franzöſiſchen Inſeln ungefähr für vier Millionen Livres von allen dieſen Eßwaaren, Manufacturen und Kaufmannsgütern ausgeht, und daß man ihrer wieder faſt für ſieben Millionen von da zurücke bringt. Woraus leicht zu ſchlieſſen, wie reich die Einwohner dieſer Inſeln nach und nach werden müſſen.

Handel der Inſeln mit Canada.

Die Franzoſen in Canada unterhalten auch ein großes Gewerbe mit den Inſeln, und ſie liefern ihnen das meiſte Vieh, deſſen ſie vonnöthen haben, ſo wol als eine Menge Getreide, Hülſenfrüchte, trockene Fiſche, und Bau- Zimmer- und Tiſchlerholz, wofür ſie Zucker, Taback und unterſchiedliche andere Producte des Landes zu-

rück

rück bekommen, indem dieſe ganze Handlung, ſo wol als der Europäiſchen Franzoſen ihre, meiſt nur tauſchweiſe geſchiehet, und wenig paares Geld darzu gebrauchet wird. Den Zuſchuß von dieſem thun die Teutſchen durch Abnahme einer großen Menge Zuckers und Caffee, ſo aus dieſen Inſeln durch Frankreich zu ihnen kommt. Woraus man ſieht, daß durch dieſen beträchtlichen Handel, nicht nur viele tauſend Fabrikanten und Seeleute in Frankreich ernähret, eine Menge tüchtiger Matroſen erzogen, die Landesproducte vortheilhaft untergebracht, ſondern auch noch anderwärts her, beſonders aus Teutſchland, der Schweiz, Italien und andern Ländern ſehr viel paares Geld herbei gezogen wird.

Wichtigkeit dieſes Handels überhaupt.

Auch der Handel mit den Schwarzen geſchieht auf den Inſeln meiſt tauſchweiſe, welcher deſto beträchtlicher, je nöthiger er iſt, immaſſen der Landbau und die Arbeit in den Zuckerſiedereien blos durch dieſe unglückliche Sclaven unterhalten wird, womit die afrikaniſche und ſenegaliſche Compagnien, welche gegenwärtig mit der großen Franzöſiſchen Indianiſchen Compagnie vereiniget ſind, fortgefahren haben, die Inſeln zu verſehen, da ſie ſelbige für ſo viel tauſend Pfund Zucker, das Stück von Indien verkaufen, wie man ſie zu **Portobello**, **Carthagena**, **Buenosayres** und in andern

Negerhandel auf den Inſeln.

dern Pläzen der Spaniſchen Herrſchaft in America für ſo viel Piaſters nach den Häuptern verkaufet. Den Franzoſen kommen inzwiſchen ihre Negers etwas theurer zu ſtehen, als den Engländern: hingegen aber halten ſie ſolche auch beſſer, als dieſe und brauchen folglich weniger. Die Gerichtsſtube und die Magazine der Compagnien ſind zu **Martinique** angelegt, wohin die Einwohner der andern Inſeln kommen, ſich von daraus mit Negers zu verſorgen.

Pracht und Ueppigkeit auf den Inſeln.

Nicht nur die zur nöthigen Nahrung, Kleidung und Gewerben gehörige Waaren finden einen ſchleunigen Abgang auf den Inſeln, ſondern auch alles das, was zur Pracht und Ueppigkeit gehöret, welche ſchon zu **Labats** Zeiten auf den Inſeln hoch geſtiegen. Daher ſeidene Zeuge und zwar auch reiche, goldene Treſſen, Kleinodien, Silbergeſchirr, die feinſten Spizen, und was ſonſt zum Puz des Frauenzimmers und Ausmeublirung der Häuſer erfordert wird, gut verkauft wird. Die Weiber vornemlich verſagen ihrer Eitelkeit nichts; und man hat ſich wegen der Bezahlung desjenigen nichts zu befürchten, was ſie zu ihrem eigenen Gebrauche beſtimmen. Finden ſie ihre Männer ein wenig ſchwierig: ſo rühmet **Labat** die Gabe, die ſie beſizen, ſolche zu gewinnen und zu lenken; und diejenigen, welche ſolche nicht ſo gut beſizen, wiſ-

ſen

ſen vollkommen, ſagt er, **Mundzucker, Mundindigo,** oder **Mundcacao** zu machen, und ihn den Kaufleuten zu geben, die das Geheimniß heiligſt verwahren. Man nennet auf den Inſeln Mundzucker denjenigen, welchen man bei Nachtzeit durch treue Sclaven wegtragen läßt und verkaufet, um dasjenige zu bezahlen, was man ohne Theilnehmung der Männer, oder Väter kaufet, bei denen es unerhört iſt, daß man ihnen jemals den wahren Preis der Sachen ſaget.

Mögliche Verbeſſerung des Handels daſelbſt.

Obgleich alle die bisher genannten Waaren hinlänglich ſind, den Grund zu einem ſehr großen Handel abzugeben: ſo halten einige Reiſende dennoch dafür, er könne noch vermehret werden; und die Anſchläge, die man dieſerwegen giebt, ſind ſowol an ſich ſelbſt, als auch wegen anderer Nachrichten merkwürdig, welche ſie zu erklären dienen. Iſt der Caffee, ſaget Labat, in allen unſern Inſeln gut fortgekommen; warum wolte man nicht auch verſuchen, Thee, Sennes, Rhebarber, Pfeffer, feine Würze, nämlich Zimmet, Nelken und Muſcaten daſelbſt zu bauen? Warum wolte man nicht auch die Errichtung vieler eben ſo vortheilhaften als leichten Manufacturen verſuchen?

Thee auf den Antillen.

Was den Thee betrift, ſo behauptet eben der Schriftſteller, er habe es wahr befun-

den,

den, daß er von Natur auf den Inſeln wachſe, und daß ſich alles Land für ihn ſchicke. Er hat eine Menge zu Baſſeterre, und in dem Sacke von Martinik geſehen. Man nennet ihn wilden Thee, ſagt er, weil er ohne Wartung wächſt, welches ſeine Kraft etwas vermindern kann. Damit er aber keinen Zweifel dieſerwegen laſſe: ſo giebt er die Beſchreibung davon, welche von dieſem Abſchnitte nicht abgeſondert werden darf. Es iſt eine Staude 4 bis 5 Fuß hoch, die von einer Hauptwurzel geſtüzet wird, welche für die Staude, die ſie hält, ziemlich dick und mit vielen kleinen Wurzeln, die ſich ausbreiten, und einer Menge Faſern begleitet iſt. Der Stamm hat nicht über einen Zoll oder anderthalb Zoll im Durchſchnitte. Er treibt eine Menge gerader, zarter, biegſamer Zweige, welche ſowol wie der Stamm ein wenig Mark haben. Die Rinde der Zweige iſt grün und dünne; des Stammes ſeine dicker und blaſſer. Alle Zweige und Aeſte, die davon herausgehen, ſind überaus ſehr mit kleinen feſten ausgezackten Blättern beladen, die ungefähr zweimal ſo lang als breit, von einem ſchönen Grün, wol genähret, ſaftig und faſt ohne Stiel ſind. Die Blume iſt ein Kelch, der aus 10 Blättern beſteht, wovon die 5 äuſſerſten grün und auf ſolche Art geſtellet ſind, daß ſie die inwendigen in

dem

dem Puncte ihrer Abſonderung ſtüzen. Dieſe ſind weiß, zart und bis auf die Mitte ihrer Höhe geſpalten. Sie halten 4 Fädchen in ſich, deren Kopf mit einem gelben Staube beſäet iſt, mitten unter welchen ein Griffel ſtehet, deſſen Spize mit kleinen faſt unfühlbaren Körnern, wie ein weiſſer Staub, beladen iſt. Aus dem Grunde dieſes Griffels kommt die Frucht hervor. Sie iſt länglich und beſteht aus zween Lappen, deren jeder eine Krinne hat. Sie öffnet ſich von ſelbſt bei ihrer Reife, und iſt voller ſehr kleinen Samen oder runden grauen, ziemlich feſten Körner, welche leicht aufgehen, wenn ſie geſäet werden, und die Staude hervorbringen, deren Blätter und Blüthe dasjenige ſind, was man ſuchet, und welche, wenn heiſſes Waſſer darüber gegoſſen worden, das ordentliche Getränk der Chineſer ausmachen.

Wenn dieſe Blätter an die Sonne geleget werden: ſo trocknen ſie und rollen ſich von ſelbſt zuſammen; welche Eigenſchaft, wie der P. Labat ſagt, nicht dem Thee beſonders eigen iſt, wie man ſich eingebildet hat, weil ſie bei allen Arten langer und zarter Blätter beobachtet wird. Der americaniſche Thee hat von Natur, wie der chineſiſche, einen Veilchengeruch. Er iſt zwar nicht ſo ſtark: dieſer Fehler aber kann von vielerlei Urſachen herkommen, als z. E.

daß er vor oder gar zu lange nach ſeiner Reiſe geſammelt worden, daß man nicht die rechte bequeme Jahreszeit und die Witterung gewählet, daß man ihn gar zu ſehr in die Sonne geleget, deren Hize ſeinen Geruch ausziehen kann, wie es bei den Citronen- und Orangeblüthen, bei den Roſen, Jaſminen und Tuberoſen geſchieht, die in der Sonne faſt gar keinen Geruch geben, des Nachts, des Abends und Morgens hingegen die Luft einbalſamiren.

Die Aehnlichkeit dieſes Thees mit dem chineſiſchen iſt ſo vollkommen, daß man ihn im Tranke nicht unterſcheiden kann. Labat that, zur Vermehrung der Schwierigkeit, den martiniquer in eine Büchſe, worinnen Iris geweſen war, welches den Veilchengeruch vermehren konte. Wer weiß aber, ſagt er, ob die Chineſer, oder diejenigen, welche ihren Thee in Europa verkaufen, nicht durch einigen Kunſtgriff ihm dieſen Geruch geben helfen? die Officier eines Franzöſiſchen Schiffes, welches aus dem großen Indien kam, beſchenketen den Intendanten zu Martinique mit einem wenig chineſiſchen Samen. Er wurde in dem Intendantengarten geſäet; er gieng bald auf und brachte Stauden, die voller Blüthen, Blätter und Samenkörner waren, deren Gattung zu vermehren niemals ſchwer ſeyn wird, ſo daß ſie ganz Europa und America

mit

mit Thee verſehen können. Wenn man einwirft, es habe ſich der chineſiſche Samen vielleicht auf den Inſeln ausgeartet, wie es mit dem Getreide, den Erbſen u. ſ. w. geſchieht, die man aus einem Theile der Welt in den andern verſezet: ſo antwortet man, es kommen zwar wirklich nicht alle Europäiſche Samen anfänglich auf den Inſeln fort: allein, auch das wenige, welches ſie hervorbringen, vermehret ſich nicht weniger ſowol in der Größe, als Menge und Güte, wenn es wieder in die Erde geſtecket wird.

Der Caffee iſt ein weniger ſpäter in Martinique, als Cayenne, gebauet worden. Er iſt von einem oder einem paar Stämmen gekommen, die man aus dem Königlichen Garten zu Paris dahin gebracht hatte, und welche von denjenigen gekommen waren, womit die Holländer Ludwig den XIV, beſchenket hatten. Ein Hauptmann von den Trupen auf der Inſel befließ ſich eifrigſt, ſie in ſeinem Garten in dem St. Marienviertel zu bauen; und man ſah ſchon 1726 ihrer eine große Anzahl auf der Inſel. Dieſe Bäume tragen daſelbſt zweimal des Jahres; und wie in allen Ländern, die gegen Norden von der Linie gelegen ſind, ſo geſchieht die Wintererernte hier im Mai, und die Sommerernte im Windmonate. Labat giebt ſehr gute Anſchläge, nicht allein um

Martiniquer Caffee.

ſie reichlicher, ſondern auch den Caffee voll⸗kommener zu machen.

Pfeffer und feine Gewürze.

Er iſt überzeuget, ſagt er, es könne der Pfeffer und alle feinen Gewürze mit eben dem guten Erfolge in allen Franzöſiſchen Inſeln gebauet werden. Er führet ſeine Erfahrung zum Beweiſe an, was den Pfeffer betrift. Von den Muſcaten erzählet er, es habe einer von denen Holländern, die aus Braſilien entflohen und zu Martinique aufgenommen worden, einen Muſcatenbaum mitgebracht, den er auf ſeinem Wohnplaze in die Erde geſtecket; dieſer Baum ſey daſelbſt vortreflich fortgekommen, und würde unfehlbar Früchte getragen haben, welche zur Vermehrung dieſer Bäume hätten dienen können, wenn nicht andere Holländer, die auf einen ſolchen Schaz eiferſüchtig waren, um deſſentwillen ihre Nation ſo viel Aufwand gemacht, und ſo große Kriege geführet hat, ihn bei Nacht ausgeriſſen und verbrannt hätten. Solte es unmöglich ſeyn, ſezet der Verfaſſer hinzu, ſich auf denen Inſeln, wo die Nägelein und Muſcaten wachſen, einige Stämme von dieſen koſtbaren Bäumen zu verſchaffen, ſie einige Zeitlang in der Inſel Bourbon zu warten, auszuſtudieren, wie ſie müſſen gewartet werden, und alsdann die Art davon nach den Antillen zu bringen, wo es leicht ſeyn würde, einen Boden zu fin-

finden, der ſich für ſie entweder von Natur oder durch ſeine Lage ſchickete?

Anſchläge zur Aufnahme der Handlung wegen dem Zimmet;

Die Beſchreibung, welche die Portugieſen von dem Zimmetbaume auf der Inſel Ceilan gegeben, läßt eben dieſem Reiſenden keinen Zweifel, daß dasjenige, was man auf den Inſeln indiſches Holz oder Baſtardzimmet nennet, nicht durchaus eben der Baum ſey. Es iſt eben das Blatt, eben der Geruch, und eben die Frucht. „Wenn das indiſche Holz auf unſern Inſeln viel größer und viel dicker iſt, als die „ceilaniſchen Zimmetbäume: ſo muß man „keine andere Urſachen davon ſuchen, als „ihr ungemeines Alter. Die Rinde iſt daran „auch viel dicker; und ihr Geruch hat, „wie ihr Geſchmack, etwas von dem Nägelein an ſich. Daher kommt es, daß „man ihn in Italien, wohin man eine anſehnliche Menge davon bringt, um ihn „zu Pulver zu ſtoſſen, Canella Garofenata, das iſt, Nägeleinzimmet nennet. „Vielleicht würde man dieſen Nägeleingeſchmack nicht ſo ſtark in der Rinde unſers indiſchen Holzes finden, wenn man „nur die ganz jungen abſchälete, und wenn „man nur die zweite Rinde, das iſt, die „inwendige, brauchete, die allezeit feiner, „zärter und von einem lieblichern Geruche iſt.„

Man weiß, daß die Portugieſen eine große Anzahl Zimmetbäume in Braſilien

haben, entweder weil ſie ſolche mitgenommen, da ſie genöthiget waren, die Inſel Ceilan zu verlaſſen, oder weil ſie ſolche nachher haben hinkommen laſſen, oder auch, weil ſie dieſelben von der malabariſchen Küſte, die damit angefüllet iſt, oder von China, oder Cochinchina, oder den Inſeln Timor und Mindanao geholet haben. Denn dieſer Baum findet ſich in unzähligen Landen. „Es iſt ausgemacht, ſagt Labat, „daß die Zimmetbäume in Braſilien vollkommen gut fortkommen, daß die Portugieſen ſie brauchen und ſehr gut befinden. Wenn ſie auch nicht ſo vollkommen ſeyn ſolten, als die ceilaniſchen; iſt es wol vernünftiger, ſie auf den Franzöſiſchen Inſeln zu vernachläſſigen, als es in Champagne ſeyn würde, alle Weinberge umzureiſſen, welche nicht den allervortreflichſten Wein hervorbringen, und lieber Waſſer trinken, als mittelmäſſige Weinberge bauen wollen? Unſere Inſulaner mögen nur ihr indiſches Holz warten, welches von Natur bei ihnen wächſt; ſie mögen Sorge tragen, ſie umzuhauen, wenn ſie gar zu groß werden; ſie mögen ſie alle drei Jahre ſchälen, und nur die zweite Rinde davon nehmen, ſie werden ihrer Nation einen beträchtlichen Dienſt leiſten, wenn ſie ihr dasjenige guten Kaufes verſchaffen, was ihr die Frem-

den

den ſo theuer verkaufen; und der Vor„theil wird eben ſo groß für ſie ſelbſt we„gen der Einkünfte ſeyn, die ſie von einer „Waare haben werden, die ihnen wenig „Arbeit und Aufwand koſten wird.„

Was man unten von dem **Caniſicier** oder dem Baume, welcher die Caſſia trägt, ſagen wird, muß zu erkennen geben, wie unnüz es ſey, eine Specerei, die man aus unſern Inſeln durch Umſaz gegen andere Waaren erhalten kann, mit großen Koſten aus der Levante kommen zu laſſen. Dieſer Handel muß ſtets für den vortheilhafteſten gehalten werden, vornämlich da die Caſſia von den Inſeln für die beſte erkannt wird, und man ſie ſtets viel friſcher haben kann.

wegen der Caſſia;

Auſſer dem **Caniſicier**, welcher ein ſehr großer Baum iſt, haben die Inſeln auch eine Staude, welche man, wiewol ſehr uneigentlich, **Caſſienſtrauch** (Caſſier) nennet; denn ſie trägt keine Art von Caſſia. Ueber dieſes iſt ſie ſchwach, wächſt nicht über zwei bis drei Fuß hoch, und trägt keine andere Frucht, als ſehr kleine Schoten, welche ihr Samenkorn enthalten. Ihre Blätter nur ſind gut, welche den Sennesblättern ſo gleich ſind, daß man ſie unmöglich von denen unterſcheiden kann, die man aus der Levante bringt, mit dem Unterſchiede, daß ſie alle ihre Kraft in einem noch höhern Grade haben. Die klügſten

Einwohner der Inſeln brauchen keine andere, und nehmen nur etwas weniger davon ein. Warum kommt ihr Gebrauch nicht auch nach Frankreich?

der Rinden zur Gerberei; Wenn man nur die Rinde von den Paletuvenbäumen oder den Mangeln in dem ſalzichten Waſſer, nach der Beobachtung die man ſchon davon angeführet hat, zur Gerbung des Leders brauchen wolte: ſo würde dieſes ſchon der Gegenſtand von einem ſehr guten Handel ſeyn. Er könte in ganz Italien anſtatt gewiſſer Eicheln, die man **Valonea** nennet, und von den Küſten von Dalmatien, den Inſeln des Archipelagus und aus der Levante zur Gerbung des Leders holet, eingeführet werden.

der Oelbäume; Es ſcheint gewiß zu ſeyn, daß die Oelbäume auf den Franzöſiſchen Inſeln vollkommen gut fortkommen, daß ſie viel mehr und überflüſſiger, als in Europa, tragen, und nicht ſo dem Froſte ausgeſezet ſeyn würden, wovon ſie ausgehen. An ſtatt daß ſie das Vieh hindern ſolten, auf den Savannen zu weiden, würden ſie ihm vielmehr Schatten geben. Die wilden Oelbäume wachſen daſelbſt in den Gehölzen und ohne die geringſte Wartung vollkommen. Wird man wol in Anſehung der freien Oelbäume an eben dem Erfolge zweifeln, wenn ſie gut gewartet würden? Man hat ſo gar ein Beiſpiel von einigen Verſuchen, die gut aus-

ausgeſchlagen ſind. Nur die Gleichgültigkeit und Schläfrigkeit der Einwohner beraubet ſie eines ſo koſtbaren Gutes. „Befürchten ſie, fraget Labat, es möchte das „Oel, welches ſie bei ſich machen, dem „aus den mittäglichen Provinzen Frankreichs ſchaden? Allein, jedermann weiß, „daß die Provence und Languedoc niemals vermögend geweſen ſind, ſo viel zu „ſchaffen, als für das ganze Königreich „nöthig iſt, und daß die Kaufleute verbunden ſind, Oel aus Spanien, Portugall, von den genueſiſchen Küſten, „aus dem Königreiche Neapolis und Sicilien und von vielen andern Orten zu „holen, das Königreich damit zu verſorgen.„

der Glashütten;

Eine Privatperſon hatte unternommen, eine Glashütte zu Martinique anzulegen, als ſein Unternehmen durch den Krieg 1688 unterbrochen wurde. Es iſt zu verwundern, daß man ſeitdem nicht wieder darauf gefallen iſt. Der Erfolg davon iſt nicht ungewiß, weil man in dieſer Inſel alles hat, was zu dieſer Manufactur gehöret. Es findet ſich Farnkraut von allerhand Art daſelbſt; die weiſſen Kieſel ſind in den daſigen Flüſſen im Ueberfluſſe, und die Mitte der Inſel iſt voller Gehölze. Wenn man keinen Abſaz in Frankreich hoffen kann, wo der Glashütten ſchon viele ſind: ſo würde man doch einen anſehnlichen Gewinnſt von

dem Abgange der Inſel ſelbſt und noch mehr bei ſeinen Nachbaren auf dem feſten Lande haben, wo alle Glaswaaren gut ins Geld würden geſezet werden.

Es finden ſich auf den Franzöſiſchen Inſeln viele Gummi von verſchiedenen Arten. Labat verwundert ſich, daß zween Naturkundiger, als **Surian** und der **P. Plümier**, welche der Hof lange Zeit unterhalten hat, dergleichen zu beobachten, dieſen Artikel verabſäumet haben. Bisher hat niemand daran gedacht, ſagt er, dieſes Geſchenk des Himmels zu ſammeln, noch auch verſuchet, den geringſten Handel damit zu treiben. Iſt es Unwiſſenheit oder Trägheit?

dem Schwefel und Alaun; Die Schwefelgrube zu Guadaloupe giebt Alaun und Schwefel im Ueberfluſſe. Obgleich dieſe beiden Waaren nicht ſehr koſtbar ſind: ſo werden ſie doch gebrauchet und man verthut viel. Man ſieht zu Civita vecchia eine Menge Barken aus der Provence und Languedoc, welche Alaune laden, die man zwo oder drei Meilen weit von dieſer Stadt machet, und andere, welche Schwefel einnehmen, den man von verſchiedenen Orten aus dem Kirchenſtaate und Toſcana dahin bringt. Warum will man aus einem fremden Lande dasjenige holen, was man bei ſich findet?

dem Safran; Die Spanier, die Italiäner, die Türken und alle Aſiater ſowol, als die nordi-

ſchen

ſchen Völker verbrauchen eine ungeheure Menge Safran. Sie mengen ſolchen in alles, was ſie eſſen, in der Meinung, es ſey für die Bruſt nichts beſſer. Labat unternahm, auf dieſe Beobachtung, den Bau dieſer Pflanze auf den Franzöſiſchen Inſeln einzuführen, wo man nicht zweifeln kann, daß ſie nicht glücklich fortkommen und mehr bringen werde, als in Europa. Er belehrete ſich in der Grafſchaft Avignon, wie das Erdreich beſchaffen und liegen müſſe, welches ſich dazu ſchicke, um welche Zeit man die Zwiebeln in die Erde legen und wieder ausheben müſſe, wenn ſie reif werde, kurz von allem, was er zu ſeiner Abſicht nöthig zu ſeyn glaubete. Er kaufete einen ganzen Zentner ſolcher Zwiebeln, die er nach den Inſeln einſchiffen ließ. Er ſparete weder Aufwand noch Fleiß; er vermocht einen jungen Menſchen, aus der Grafſchaft, welcher den Safranbau vollkommen wol verſtund, daß er mit ihm nach America reiſete. Allein, da ſich andere Urſachen dieſem Anſchlage widerſezet hatten: ſo blieb das Unternehmen ausgeſezet, und die Zwiebeln wurden nicht geachtet. Indeſſen bleibt doch Labat dabei, daß die Einwohner der Inſel Vortheil davon haben würden, wenn ſie eine Pflanze baueten, die weder Unkoſten noch Arbeit fordert, und die ihnen jährlich zwo Ernten geben könte,

da man ſich in Europa für glücklich ſchäzet, wenn man nur eine mittelmäſſige erhält, woraus denn bald ein Ueberfluß entſtehen würde, welcher den Grund zu einer ſehr großen Handlung abgeben könte.

der Seide; Man hatte zu Martinik unternommen, Seidenwürmer zu ziehen. Ein Provenzer, Buchhalter bei der Compagnie von 1664 hatte angefangen auf ſeinem Wohnplaze in dem St. Marienviertel von Cabesterre Seide zu machen; und ſeine Verſuche hatten ſo vielen Erfolg, daß ihm Ludwig der XIV, da er einige Strennen davon nach Hofe geſchickt hatte, ein Jahrgeld von 500 Thalern gab, um die Nacheiferung zu erwecken. Allein, dieſe Manufactur iſt ebenfalls aufgegeben worden, unter dem Vorwande, die Ameiſen zernichteten die Würmer, die Bälge und die Eier; gleich als wenn es ſo ſchwer geweſen wäre, ſezet Labat hinzu, die Würmer vor dieſen Inſecten zu verwahren. Es ſind in der Inſel noch ſehr viel weiſſe Maulbeerbäume übrig, welche einzuladen ſcheinen, eine ſolche reiche Handlung wieder vorzunehmen; wobei noch der Vortheil iſt, daß man die Eier, da die Bäume beſtändig voller Blätter ſind, ſogleich kann ausbrüten laſſen, wenn ſie geleget worden, und ſich alſo einen immerwährenden Nuzen verſchaffen kann.

Die Baumwolle auf der Inſel übertrift

an Schönheit, an Länge, an Feinheit und an Weiſſe die aus der Levante. Die Staude, welche ſolche trägt, kommt ſo leicht fort, daß, wenn man dieſen Handel aufmunterte, die Franzöſiſchen Inſeln dem Königreiche und den benachbarten Staaten mehr Baumwolle liefern könten, als ſie verbrauchten. Warum muß man denn nach der Türkei gehen? Es würde genug ſeyn, ſagt Labat, den Fleiß und die Arbeit aufzumuntern, wenn man in Frankreich die Einfuhre der ausländiſchen Baumwolle verböte; es würde der Nation gar bald ein überaus großer Vortheil davon zufließen. Man könte aber in den Inſeln ſelbſt den Vortheil noch weiter treiben, den man davon hat. Die Einwohner dürften ſie nur bei ſich verarbeiten. Sie haben Stühle, Hamacken zu machen; ſie könten auch welche halten, Zeuge zu weben. Es fehlet ihnen nicht an Farben, ſolche zu färben. Dieſe Arbeit würde eine Menge müſſiger Weiber und Negern beſchäftigen, die zur Arbeit entweder noch gar zu jung oder zu alt ſind. Wenn einige Urſache hinderte, feine Zeuge zu machen: ſo könte man Manufacturen zu grobem Catune errichten, wie der, den man auf dem mittelländiſchen Meere zu Segeln auf den Schiffen und Galeeren brauchet. Man könte dazu die Baumwolle von den Inſeln, ſtatt der aus der

der Baumwolle,

der Levante anwenden; und dieſe Zeuge würden nicht ſo theuer ſeyn. Auf der andern Seite ſtricken die Creolenweiber und Mägdchen baumwollene Strümpfe von einer erſtaunlichen Schönheit und die von weiſſer Baumwolle, welche man ſcharlachroth färben läßt, beſchämen die ſeidenen. Dieſe Arbeit aber iſt ſo langwierig, daß ſie das Gewirkte ſehr theuer machen. Könte man ſie nicht abkürzen und den Wehrt vermindern, wenn man den Gebrauch der Strumpfwirkerſtühle auf der Inſel einführete, wovon man in Europa ſo vielen Vortheil hat? Labat beklaget ſich, daß man bis auf ſeine Zeit die Baumwolle der Inſeln noch weiter zu nichts gebrauchet hat, als Schlafröcke damit auszuſtopfen, oder Kopfküſſen daraus zu machen, und daß es nicht einmal erlaubt geweſen, ſolche in die Häfen des Königreiches einzuführen, weil man ſie in den Hutfabriken unter die Caſtorhaare mengen könte. Was für Gefahr würde dabei ſeyn, fragt er; und was thut es dem gemeinen Beſten, wenn eine beſondere Compagnie ein wenig Nachtheil davon hätte? Man könte ſie aber doch wenigſtens ſpinnen, (*) um Strümpfe,

(*) Ob ſie gleich kurz und ſehr fein iſt: ſo iſt ſie doch viel länger, als das Caſtorhaar, welches ſich gut ſpinnt. Man ſpinnt auch das, was die Italiäner *Lana ſucida* nennen, welche Art von Wolle in dem Tarenterteiche in Calabrien

Strümpfe, Handſchuhe, Hoſen und andere Dinge daraus zu machen, die eben ſo warm als leicht ſeyn würden. (*)

der Schafwolle.

Die Schafwolle wird auf den Inſeln eben ſo wenig geachtet. Man überläßt die Sorge, die Schafe zu ſcheeren, den Dornen der Geſträuche, woran ſich die Wolle dieſer Thiere anhängt. Ob ſie gleich mit der ſpaniſchen nicht zu vergleichen iſt: ſo würde ſie doch ihren Nuzen haben, wenn ſich einige die Mühe geben wolten, ſie zu brauchen. Wenn man aber vortrefliche Wolle haben wolte: ſo iſt kein Land in der Welt, deſſen Weide beſſer für die Schafe iſt. Es würde nur die Schwierigkeit ſeyn, daß man Schafe von ſpaniſcher Art dahin brächte. Innerhalb 10 Jahren würde man ſpaniſche Heerden haben, deren ſtarke und weiche Wolle die Manufacturen des Landes und des Königreiches verſehen könte. Mit was für Sorgfalt die Spanier ſich auch bemühen, das Austreiben ihrer Schafe aus dem Lande zu verhindern: ſo kann man doch mit Gelde alles ausrichten. Ueber dieſes ſind ſie nicht allezeit immer gleich achtſam; weil die Schiffe, die nach Spanien handeln, täglich Schafe und Hammel daraus mitbringen. Endlich ſo geben alle Be-

ob-

wächſt, und nicht allein viel kürzer iſt, ſondern auch ſchwerer ſich zu vereinigen ſcheint. Man ſuchet ſie ihrer Wärme wegen.

(*) Diß iſt in neuern Zeiten alles geſchehen.

obachtungen zu erkennen, daß kein Erdreich dem ſpaniſchen gleicher, als das auf den Franzöſiſchen Inſeln, und folglich auch keines fähiger ſey, ſchöne Wolle hervorzubringen.

der Ziegen. Die Ziegen ſind daſelbſt im Ueberfluſſe. Ihr Haar iſt ſchön; und ſo lange man ſehr weit geht, dergleichen zu ſuchen, um allerhand Zeuge daraus zu machen, ſo läßt man nicht allein das Beſte verloren gehen, was man vor den Augen hat, ſondern man denket auch nicht einmal daran, es zu ſammeln. Die Ziegenfelle, Bockfelle und junge Böckchenfelle, könten in der Inſel gegerbet oder wenigſtens roh nach Frankreich geſchicket werden. Indeſſen werden ſie doch vernachläſſiget. „Ich habe auf den Inſeln des „Windes, ſagt Labat, ſogar die Rindshäute verachten geſehen; da doch zu St. „Domingo die Bucanier die wilden Ochſen nur um der Häute wegen tödteten. „In Wahrheit, ſeitdem die Inſeln des „Windes ordentliche Schlachtbänke haben: ſo läßt man die großen Häute nicht „mehr umkommen. Wenn man aber auf „den Nuzen acht hat, den man von den „Häuten, der Wolle und den Haaren „ziehen kann: ſo wird man denjenigen bedauern, deſſen man ſich beraubet hat.„

Die Inſeln Ste. Croix und St. Bartholomäus, das große Land von Guadaloupe,

die Gebirge von Martinik und Grenada, ſind voller köſtlichen Holzes, welches man in der Vergeſſenheit läßt, oder welches man unvorſichtiger Weiſe verbrennet, ohne zu erwägen, daß eine große Anzahl von dieſen Bäumen in Brettern oder Blöcken in Europa ſehr theuer würde verkaufet werden. Man holet das Ebenholz ſehr weit her, und alle dieſe Inſeln ſind damit angefüllet. Das Braſilienholz, das Breſillet, das gelbe Holz und eine Menge andere Hölzer, (*) die auf gleiche Art zum Färben geſchickt ſind, finden ſich an allen genannten Orten. Holzhandel.

Die Pouſſolane iſt, unter dem Namen des rothen Mörtels, ſehr gemein in Guadaloupe. Es findet ſich auch welche in Martinique, vornemlich bei dem Fort St. Pierre und in allen Mornen des niedern Landes, die nahe an der See ſind. Indeſſen holen doch die Franzoſen ſolche täglich aus Italien und kaufen ſie ſehr theuer. Man thut den Vorſchlag, damit es in Frankreich nicht daran fehlen möge, daß man die Verordnung ergehen laſſe, es ſollen alle Hauptleute derer Schiffe, die nach den Inſeln gehen, ihren Ballaſt in das Meer Pouſſolane.

(*) Man hat das Violetholz von Guadaloupe bis auf zehn Sols das Pfund verkaufet, da man es für wahrhaftes Ebenholz ausgegeben. Die Künſtler haben Tobacksreiben und ſogar Tobackstoſen daraus gemacht.

Meer werfen und ſich bei ihrer Zurückkunft mit Pouſſolane belaſten. Die Einwohner, auf deren Ländereien ſich dieſer Sand findet, werden einigen Nuzen von einer sehr leichten Mühe haben, daß ſie ihn bis an das Ufer ſchaffen; und die Kaufleute werden Vortheile dabei finden müſſen, daß ſie eine Materie verkaufen, die ihnen ſtatt einer andern gedienet hat, wovon ſie keinen Gewinnſt haben konten.

Wenn man endlich das Miniſterium löben muß, daß es zu verſchiedenen Zeiten erleuchtete Männer in die neue Welt geſchicket hat; einige die Pflanzen abzüzeichnen; andere Zergliederungen anzuſtellen, andere aſtronomiſche Beobachtungen zu machen und die Geſtalt der Erde zu beſtimmen: ſo kann man auch wünſchen, daß der König und ſeine Staatsbedienten eben die Ehre auch der Handlung erwieſen; das iſt, daß ſie einige vernünftige, geſchickte und dem Beſten ihrer Nation ergebene Männer nach den Inſeln ſchicketen, um alles dasjenige ſorgfältig zu unterſuchen, was das Land nüzliches hat, und Erfahrungen anzuſtellen, die keinen Zweifel übrig lieſſen. Es würde dem Herrn zukommen, darauf Mittel zu erfinden, ſeine Unterthanen durch Gnadenbezeugungen und Belohnungen zur Arbeit aufzumuntern. Wenn man einwirft, der Anſchlag, nur dasjenige bei einer

ner Nation zu brauchen, was auf ihrem Grunde und Boden gezeuget wird, gehe auf den Verfall der Handlung mit den Fremden, und folglich auch auf den Verfall eines Theiles der Schiffahrt: ſo antwortet Labat dreuſt, es habe der große Colbert, welchem dieſer Einwurf nicht unbekannt war, dennoch nicht unterlaſſen, in Frankreich Spiegelfabriken anzulegen, ohne ſich darum zu bekümmern, was ſolche für Nachtheil dem Franzöſiſchen Handel mit den Venetianern bringen könte; man hatte nicht mehr Achtung für die Holländer, als man den Dieppern erlaubete, den Häring zu fangen und einzuſalzen, anſtatt daß man ſich ſonſt aus Holland damit verſah; noch für die Florentiner und Genueſer, da man Fabriken von Goldſtücken und ſeidenen Zeugen anlegete; noch für die nürnbergiſchen Künſtler, als man ihrem Beiſtande wegen allerhand Kleinigkeiten entſagete.

Allen dieſen Beobachtungen, deren Wichtigkeit ſich einſehen läßt, glaubet man noch eine umſtändliche Nachricht von dem vornehmſten Zweige der Handlung auf den Inſeln beifügen zu müſſen; welcher der Zuckerrohrbau, und die Zuckerfabrike iſt, woraus man von dem Reichtume ihrer Einwohner oder wenigſtens demjenigen urtheilen kann, den ſie ſich von ihrer Arbeit und ihrem Fleiſſe verſprechen können. Man verſchiebt alles, Zuckerbau.

was die Eigenſchaft dieſer Pflanzen ſelbſt anbetrift, in den Abſchnitt von der Naturgeſchichte, und will ſich hier nur bei dem ökonomiſchen Theile, das iſt, bei allem demjenigen aufhalten, was zur Bildung und Regierung deſſen, was man einen Wohnplaz nennet, nöthig iſt.

Entwurf eines ſchönen Wohnplazes und des Nuzens, den man daraus ziehen kann.

Eine Strecke Landes von 3000 Schritten lang und 1000 breit, iſt hinlänglich, einen ſehr ſchönen Wohnplaz zu bilden. Labat nimmt hier alle die Einſichten zuſammen, die er aus einer langen Erfahrung gezogen hatte, um ihn ſo vorzuſtellen, als er wünſchen möchte, ſagt er, daß er ihn für ſich ſelbſt einrichten könte. Da er vorausſezet, daß er ſich den Grund und Boden ſelbſt wählen könne: ſo wünſchet er einen Fluß, welcher ihn von ſeines Nachbars ſeinem abſonderte, und ſogar auf jeder Seite einen, wenn es möglich wäre. Er würde die ganze Breite der Strecke Landes zur Savanne laſſen, von dem Ufer des Meeres an bis 300 Schritte hinauf. Wäre das Land in einer Cabesterre, wo die Oſtwinde, welche unaufhörlich daſelbſt wehen, die Savannen verſengen: ſo würde er am Ufer des Meeres eine ſtarke Reihe großer Bäume 40 bis 50 Schritte breit laſſen, die Savannen zu bedecken, und dem Viehe bei der großen Hize zur Zuflucht zu dienen. Finde ſich dieſe Bequemlichkeit nicht,

nicht, weil das Land ſchon umgerodet wäre: ſo wolte er daſelbſt Birnbäume pflanzen, welche allein im Winde wachſen und ihm widerſtehen. Auſſer dem Vortheile, welchen ſie bringen, die Savanna und das Vieh zu decken, ſind ſie auch zu unzähligen Werken ſehr gut, und wachſen ſehr geſchwind. Man muß ſie nach der Symmetrie pflanzen, damit ſie eine Zierde abgeben; weil es nichts mehr koſtet, als wenn man ſie ohne Ordnung pflanzet.

Wenn der Boden einige Höhe gegen die Mitte ſeiner Breite zu etwas über den 300 Schritten hat, die man zur Savanna läßt: ſo iſt ſolches der Ort, den man erwählen muß, um das Herrnhaus allda zu bauen. Es muß auf ſolche Art gerichtet ſeyn, daß es vorn nach der See zu oder wenigſtens dem Hauptgange zu ſieht und daß die ordentlichen Winde nur ſchräg hineinſtreichen; ohne welches ſie unerträglich ſind, wenn ſie gerade auf die Fenſter ſtoſſen, die man ihrentwegen beſtändig zuhalten muß. Man half ſolcher Unbequemlichkeit gleichwol zu Labats Zeiten durch Vorſezfenſter von klarer Leinwand ab. Denn der Gebrauch der Glasfenſter war im 1705 Jahre auf den Inſeln noch nicht eingeführet. Allein, es war nicht weniger beſchwerlich, in einem Hauſe eingeſchloſſen und der Kühle einer wol angebrachten friſchen Luft berau-

bet zu ſeyn. Als die Wälder noch in groſſer Anzahl auf den Inſeln waren: ſo waren alle Häuſer von Holze, und nach der gemeinen Meinung viel geſünder, als die gemauerten Gebäude. Allein, das ſelten gewordene Holz hat andere Grundſäze annehmen laſſen. Da man angefangen, von Steinen zu bauen: ſo hat es einem auch nicht an Gründen gefehlet, ſich beſſer dabei zu befinden. Dieſe Gebäude ſind weit ſicherer, dauern viel länger, erfordern weniger Ausbeſſerungen und ſind der Feuersgefahr nicht ſo unterworfen. Die Orcane können keinen ſolchen Schaden daran thun. Endlich iſt die Dicke der Mauer viel fähiger, nicht nur der Heftigkeit des Tages und des Abends, ſondern auch der ſcharfen Kälte zu widerſtehen, die ſich gegen das Ende der Nacht empfinden läßt. Die Erdbeben ſind zwar darinnen mehr zu fürchten, als in den hölzernen Gebäuden: allein, ſie ſind ſelten auf den Inſeln.

Das Haus muß einen Garten, Haushaltungsgebäude, Magazine, eine ſogenannte Purgerie und ein Gebäude zum Zuckertrocknen neben ſich haben. Die Mühle und Zuckerſiederei müſſen etwas, jedoch nicht gar zu weit, davon entfernet ſeyn, damit der Herr dasjenige leicht ſehen könne, was darinnen vorgeht, ohne von dem Geräuſche darinnen beſchweret zu werden.

den. Die Caſen der Negern müſſen ſtets unter dem Winde des Hauſes und der andern Gebäude ſeyn, der Feuersgefahr wegen. Obgleich dieſe Caſen von ſehr geringen Materialien ſind: ſo muß man dennoch nicht verabſäumen, ſie ordentlich zu bauen in einiger Entfernung von einander, durch eine oder zwo Gaſſen abgeſondert, an einem trockenen und offenen Orte, mit einer ungemein großen Sorgfalt, die Sauberkeit darinnen herrſchen zu laſſen. Der Parc, worein man bei Nacht das Vieh treibt, muß an der Seite ſeyn. Da alle Negern alſo dafür ſtehen müſſen: ſo iſt ihnen daran gelegen, daß man nichts bei Nacht davon ſtiehlt. Die beſten Hecken zur Einſchlieſſung der Zuckerrohrfelder, der Gärten, der Parke, und anderer Oerter, die man verzäunen will, ſind die gemeinen oder Orangenbäume. In Ermanglung ihrer brauchet man das unſterbliche Holz dazu. Die Urſache, warum man vielmehr an der Seite, als in der Mitte, einen Fluß wünſchen muß, iſt, weil ſeine Verheerungen daſelbſt, wenn er austritt, weniger ſchädlich ſind. Allein, er mag auch flieſſen, wo er will, ſo muß man einen Graben ziehen, damit man eine Waſſermühle an dem bequemſten Orte, es ſey nun wegen ſeiner Lage oder in Anſehung des Herrn Hauſes, anlegen könne. Man muß auch Sorge

tragen, das Waſſer ſo zu leiten, daß man es von da zu den andern Gebäuden und zu den Negercaſen bringen kann, wo es von einem unendlichen Nuzen iſt.

Alle Gebäude, die Gärten, der Parc und was dazu gehöret, können einen Raum von 300 Schritten ins Gevierte einnehmen, welcher, wenn er in der Mitte genommen iſt, für die Zuckerröhre den Raum auf beiden Seiten und über der Mühle laſſen wird. Die entfernteſten alſo würden nur ungefähr 400 Schritte ſeyn, welches von einer ungemeinen Bequemlichkeit in Anſehung des Zufahrens und des Weges der Negern nach dem Arbeitsorte ſeyn würde. Der Boden zu den Zuckerröhren wird 300 Schritte breit auf jeder Seite der Niederlaſſung und 300 Schritte lang ſeyn, welches 21 Vierecke von 100 Schritten hervorbringen wird; und wenn man 400 über der Niederlaſſung nach der ganzen Breite des Bodens ſezet, welcher 1000 Schritte iſt, ſo wird man noch 40 andere Vierecke von 100 Schritten haben. Dieß wird 51 Vierecke jeden von 100 Schritten ausmachen, welche genug ſeyn werden, jährlich über 7000 Zuckerformen zu geben, wenn man die Röhre die einen nach den andern in einem Alter von 15 bis 16 Monaten nimmt.

Auſſer dem Manioc und denen Pataten,

die

die man in den Gängen pflanzet, welche die Zuckerrohrſtücken von einander abſondern, muß man für dieſe beiderlei Gewächſe, für den Maiz, die Ignamen und andere Gewächſe und Hülſenfrüchte einen gewiſſen Theil Landes über den Stücken beſtimmen, und vornemlich das Holz zu Rathe halten, welches noch ſteht, in der gerechten Ueberredung, man werde es nur gar zu zeitig alle werden ſehen, in was für einem Ueberfluſſe es auch ſeyn möge. So wie man das Holz abhauet zum Brennen, ſo muß man eine Cacaopflanzung dafür anlegen, wenn ſich der Boden dazu tüchtig befindet. Dieß iſt eine eben ſo ſchäzbare Waare, ſowol weil man ſie leicht machet, als auch wegen des Gewinnſtes, den man daraus ziehen kann. Der Beſizer von einem Wohnplaze, ſo wie man ihn hier vorſtellet, kann ohne weitere Unkoſten, als daß er die Zahl von 15 Sclaven auf 20 vermehret, 100000 Cacaobäume unterhalten und ſeine Einkünfte jährlich auf 40000 Franken vermehren, wenn man vorausſezen wolte, daß 100000 Stämme einen in den andern gerechnet, nur ein wenig über ein Pfund Cacao hervorbrächten; und daß dieſe Waare nur für 7 oder 8 Sols das Pfund verkaufet würde. Ueber dieſes kann dieſe Vermehrung der Sclaven mit der Wartung der Cacaobäume auch noch die

Sorgfalt verbinden, den ganzen Wohn-plaz mit Maniocmehle zu unterhalten.

Wenn man ſich wundert, daß ſo viel Land zur Savanna bleiben ſoll: ſo ver-ſichert Labat, man müſſe in dem Wohn-plaze, den er ſezet, wenigſtens ſo viel für 48 Ochſen haben, welche zu den Fuhren nöthig ſind. Ueber dieſes erfordert er un-umgänglich 21 Kühe mit ihrem Gefolge, entweder zum Milchgeben, oder die ab-gehenden Ochſen zu erſezen. Man wird alſo nicht weniger als 100 Stück Horn-vieh finden, welche das ganze Jahr hin-durch von dem unterhalten werden müſſen, was die Savanna trägt. Wenn man nur eine Roßmühle hat: ſo hat man noch mehr Vieh zu ernähren. Man brauchet 24 zur Mühle, 5 oder 6 zur Erſezung, einige Stuten mit ihren Füllen, welches ſich auf 50 Pferde belaufen kann, die mehr freſſen, als 100 Stück Rindvieh, weil dieſe nur ei-nen Theil des Tages, jene aber Tag und Nacht freſſen. Man kann ſich nicht ent-brechen, auch eine Heerde Schafe und Zie-gen zu halten, ohne welche die Ausgabe ſich vermehret, und oftmals wird man ſchlecht bedienet. Die Schafe müſſen niemals auf der Savanna waiden, weil ſie gewohnet ſind, das Gras bis auf die Wurzel abzu-nagen, welches denn hindert, daß es nicht wieder aufſchießt; und ihr Koth verbren-

net

net es. Das einzige Mittel iſt, daß man ſie auf die Felſen längſt der See ſchicket, wo das kurze, trockene und ſalzichte Gras unendlich beſſer für ſie iſt, ſie beſſer mäſtet, und ihr Fleiſch weit ſchmackhafter machet, als auf der beſten Savanna. Man muß auch dafür ſorgen, daß man die Savannen ausgäten läßt, weil das Vieh überall die Körner von den Früchten verſtreuet, die es frißt, und eine Menge anderer ſchlechten Pflanzen darauf wächſt.

Ein Einwohner, welcher allen Nuzen von ſeinem Gute haben will, muß, nach dem P. Labat alles für ſich ſelbſt erwägen: er muß aber nicht vielerlei verſchiedene Arbeiten auf einmal unternehmen; er muß eine auf die andere folgen laſſen, vorher ſehen, was er ausführen muß, und nicht ein Unternehmen aufgeben, um ein anderes anzufangen. Eine weiſe und ordentliche Aufführung läßt am Ende des Jahres eine Menge Arbeiten vollendet finden. Es iſt ein ſehr wichtiger Punct, daß man den für den Wohnplaz nöthigen Vorrath zu rechter Zeit anſchaffe, das iſt, wenn viele Schiffe angekommen ſind, und der Preis der Waaren mittelmäſſig iſt. Man muß von Europa diejenigen kommen laſſen, die auf der See nicht verderben, als Mehl, Leinen und Eiſenwerk, Gewürze, Schuhe, Hüte, ſo gar Butter, Licht, Wachs und die

meiſten Arzeneien. Man muß, nachdem die Zeiten ſind, nachdem die Fracht theuer oder wolfeil iſt, das Pökelfleiſch, als Rindfleiſch und Speck kommen laſſen. Was den Wein, Brantewein, Oel und andere Getränke betrift, ſo lauft man Gefahr, ſie auf den Inſeln viel theurer zu bezahlen, als wenn man ſie für ſeine eigene Rechnung kommen läßt, wofern man nicht an der Ladung eines Schiffes Theil hat. Die Einwohner aber laſſen ſich wenig damit ein; und man hat ſtets angemerket, daß diejenigen, die ſich damit eingelaſſen, nur ihren Untergang dabei gefunden haben.

Die Inſeln haben wenig in die Erde gegrabene Keller; und diejenigen, welche man daſelbſt ſieht, ſind ſchlecht. Man hat diejenigen Kellergewölbe mit kleinen Fenſtern an der Windſeite lieber, damit man friſche Luft hinein laſſen könne. Sie müſſen niemals gegen Mittag liegen. Wenn dieſe Bequemlichkeit fehlet, ſo ergreift man die Partei, und ſezet den Wein in Bouteillen oben auf den Boden in eine Kammer. Er hält ſich daſelbſt vollkommen wol, wenn nur die Sonne nicht darauf ſcheint, und er Luft und Wind hat. Die Franzweine wollen in Fäſſern verwahret werden. Die Spaniſchen, die von Madera und den Canarien erhalten ſich ſehr lange, blos mit der Vorſicht, daß man die Fäſſer immer

auf-

auffüllet. Beide aber laufen keine Gefahr, umzuſchlagen, wenn man ſie auf die großen Provenzer Bouteillen zieht. Man machet welche in Bretagne, die nicht ſo groß ſind, aber von einem weit ſtärkern und dickern Glaſe. Sie dienen, die Provenzer abzufüllen, die man nicht anbrechen muß, ohne ſie ganz abzulaſſen. Man ahmet hierinnen den Engländern nach, welche in allem, was den Gebrauch der Getränke betrift, vortrefliche Muſter ſind. Wenn man eine Menge Rindfleiſch und Speck hat: ſo würde man es nicht lange erhalten, wenn man nicht Sorge trüge, es in einer guten Sole liegen zu laſſen, womit die Fäſſer allezeit angefüllet ſeyn müſſen. Ein anderer Nuzen der Einwohner iſt, daß ſie ihren Zucker und alle ihre Güter für baar Geld oder wenigſtens auf ſichere Wechſel verkaufen, und nur dasjenige, was ſie kaufen, in Zucker oder mit andern Gütern, die bei ihnen gezeuget werden, bezahlen. Labat wiederholet es mehr als einmal, dieß ſey das Geheimniß reich zu werden. „Dieſe Art, ſagt er, verſichert ſie des Abganges ihrer Güter. Sie müſſen vielmehr ein „ wenig nachlaſſen, wenn ſie für baar Geld „ verkaufen, als daß ſie gar zu hartnäckig „ auf ihren Preis ſtehen bleiben, mit Gefahr, „ ſie möchten die Zeit des Verkaufes „ verſtreichen laſſen.„ Ihr Vortheil iſt auch,

daß

daß ſie vielmehr auf den Inſeln für baar Geld oder auf Wechſel verkaufen, als daß ſie ihre Güter nach Frankreich ſchicken, weil die Fracht, die Zölle für die Einfahrt, die Taxen, die Gefäſſe, das Compagniegeld, der Niederlagenzins, die Hafereien, und die Commiſſionsgebühren den eigentlichen Gewinnſt, und zuweilen noch wol einen Theil von dem Hauptſtamme hinnehmen, und den Eigentümer lange Zeit wegen des Schickſales ſeiner Waaren in Unruhe laſſen. Auſſerdem iſt er ſtets Herr, Waaren zu machen, ſo viel es ſein Grund und Boden zuläßt, da hingegen die Erfahrung ohne Unterlaß lehret, daß es nicht allezeit in ſeiner Macht ſteht, Geld zu machen. Fräget man nun nach dieſer merkwürdigen Lehre, wie viel Negern in einem Wohnplaze nöthig ſind: ſo glaubet Labat, man könne nicht unter 120 Negern haben, wenn man ſezet, daß ſich nur eine Zuckerſiederei von 6 Keſſeln, nebſt zween Keſſeln zum raffiniren oder die Sirope zu kochen, darinnen findet. Er lehret uns, zu was für Geſchäften ſie gebrauchet und vertheilet werden. Ein jeder wolverſehener Keſſel, worinnen man weiſſen Zucker machet, brauchet einen Neger; diejenigen, worinnen man nur rohen Zucker bereitet, erfordern einen zu zween Keſſeln. Die erſtern aber müſſen, wenn ſie ſollen recht abgewartet werden,

den, ſo viel Negern haben, als man Keſſel hat, ohne den Raffinirer zu rechnen, und zuweilen finden auch die ſechs Negern und der Raffinirer ſo viel zu thun, daß ſie kaum Zeit haben, zu eſſen. Man brauchet drei Negern zu den Oefen, wenn man ſechs Keſſel hat; ihre Arbeit iſt ſauer und dauret beſtändig, vornemlich wenn man nur Stroh, Abgang von den Zuckerröhren und nur ſolches Holz hat.

Die **Purgerie** erfordert drei Leute. Zu gewiſſen Zeiten ſind ſie darinnen nichts nüze. So bald man aber drei Wochen in der Zuckerſiederei gearbeitet hat, ſo haben ſie bei denen Verrichtungen, die ſie angehen, alle Hände voll zu thun; und, wenn ſie ohne Arbeit bleiben, ſo können ſie zum Holzfällen mit denjenigen gebrauchet werden, die dazu beſtimmet ſind.

Man kann nicht weniger als fünf Negerinnen in der Mühle haben. Die Arbeit iſt zu viel für viere, vornemlich wenn die Röhre geſchwind kochen; und bei der Sorge die Keſſel unaufhörlich damit zu verſehen, müſſen ſie auch Zeit haben, die Mühle zu waſchen, die ausgeleerten Rohrſtrünke, welche getrocknet und verbrannt werden ſollen, abzuſondern und in Bündel zu bringen.

Man brauchet nur eine Negerin, die Filze zu waſchen, welche den **Vezu** durchzulaſſen dienen, das iſt, den erſten Saft,

der

der aus den Keſſeln kommt; die Zuckerſiederei auszukehren, und zu andern dergleichen Werken. Sie dienet auch, die Sirope und den Schaum zu tragen, die Keſſel voll zu machen, und die Canote anzufüllen.

Man nimmt vielmehr eine Negerin, als einen Neger, zum Branteweinbrennen; weil man voraus ſezet, daß eine Weibsperſon dem Saufen nicht ſo ergeben iſt, als eine Mannsperſon. Weil indeſſen dieſe Regel nicht unfehlbar iſt, ſo kommt es einem Herrn viel darauf an, daß er eine vernünftige Negerin wählet, die ſich niemals vergißt.

Ein Zuckerwerk, ſo wie man es abgeſchildert hat, kann nicht ohne vier **Cabruetten** ſeyn. Dieſen Namen giebt man den Karren: drei ſind genug, eine ordentliche Mühle zu verſehen: der vierte aber iſt unumgänglich nöthig, das Holz nach den Oefen, und den Zucker nach dem Magazine zu fahren, und den andern bei dringenden Gelegenheiten zu helfen. Man brauchet acht Perſonen, vier Cabruette zu führen, vier Kerle und vier Kinder von 12 bis 13 Jahren, welche vor den Ochſen hergehen müſſen. Man brauchet acht Ochſen zu jedem Cabruet, weil man ein Geſpann nur einmal des Tages kann arbeiten laſſen. Die Sorge für die Ochſen iſt ein ſehr beſchwerliches Amt auf den Inſeln. Man

muß

muß ſie nicht allein täglich ſtriegeln, ſondern ſie auch in der See waſchen, ihnen die Zecken abnehmen, ihnen zuweilen die Bärte ausraufen, das iſt, gewiſſe Auswüchſe von Fleiſche, die ſie unter der Zunge bekommen, und welche ſie am Freſſen hindern. Hierbei beobachtet man, daß die Ochſen das Gras nicht mit den Zähnen abbeiſſen, wie die Pferde, ſondern ſie drehen es nur mit der Zunge und reiſſen es ſo ab; ſo daß dieſe Auswüchſe, die ihnen ordentlicher Weiſe Schmerzen verurſachen, nicht erlauben, daß ſie ihre Zunge um das Gras legen, da ſie denn nicht weiden können, und alſo mager werden.

Der Wohnplaz kann nicht ohne zween Böttcher ſeyn. Zu der Zeit da man keinen Zucker machet, ſondern alle Negern zum Holzfällen gebrauchet werden, müſſen ſie mit bei der Arbeit ſeyn, damit ſie unter den Bäumen diejenigen unterſcheiden, welche zu Faßdauben tüchtig ſind. Sie müſſen ſie ſpalten, auf der Stelle behobeln, ſie nach dem Magazine tragen, und niemals auf der Erde lange liegen laſſen, weil ſich ſonſt die Würmer und Holzläuſe leicht darein ſezen. Um dieſe Zeit machet man einen Vorrath von Faßdauben auf das ganze Jahr. Man muß ſie bedeckt legen, ſie über einander ſtellen, ſo daß ſie ſich mit den Enden kreuzen und ſie mit großen Steinen be-

ſchweren, deren Schwere ſie hindert, ſich zu krümmen oder zu werfen, wenn ſie trocken werden. Man brauchet andere Negern, die Reifen zu hauen. Zween Böttcher, die ihre Dauben gehobelt, und ihre Böden geſäget haben, müſſen drei Fäſſer den Tag machen; welches kein leichter Gewinn für den Herrn iſt, der jedes Faß für 100 Sous verkaufet. Wenn man das Drittheil davon für den Wehrt des Holzes, und für die Art der Arbeit rechnen will: ſo wird jeder Böttcher, nach Abzuge der Feiertage und der Zeit, die er auf die Zubereitung der Dauben wendet, jährlich 200 Fäſſer liefern, welche einen Gewinnſt von 2000 Franken machen. Auf der andern Seite verkaufet ein Herr, welcher die Handwerksleute bei ſich hat, allen ſeinen Zucker in Fäſſern; ein anderer Vortheil bei den handelnden Haupleuten, die oftmals Mühe haben, neue Fäſſer zu finden.

Ein aufmerkſamer Mann, welcher ſeinen Sachen nachgehen will, leget alle ſeine Handwerksleute in große Schoppen, die er im Geſichte ſeiner Zuckerſiederei machen läßt, um von da mit ſeinen eigenen Augen oder durch des Raffinirers ſeine, welcher ſich niemals entfernen muß, zu beobachten, ob man auch fleiſſig arbeitet, oder die Arbeit gar unterbrochen wird. Derjenige, welcher keine Schmiede, und nicht zween Schmie-

Schmiedeknechte hat, welche man auf den Inſeln **Machoqueten** nennet, ſezet ſich vielen Unbequemlichkeiten und Ausgaben aus, da ſich hingegen der Gewinnſt, den er davon haben kann, jährlich über 400 Thaler belauft, vornemlich wenn er gute Leute hat, die für ſein Haus und ſeine Nachbarn arbeiten. Weil es oftmals an Steinkohlen fehlet; ſo machet man Kohlen aus den Orangen- und Paletuvenbäumen, dem rothen Holze, den Kaſtanienbäumen, und anderm harten Holze. Es verzehret ſich viel geſchwinder: es koſtet aber auch nur die Mühe, die Kohlen zu machen; und man verſichert, es heize faſt eben ſo gut, als die Steinkohlen.

Die Menge Räder, welche an denen Orten, wo die Wege ſteinicht und beſchwerlich ſind, beſtändig darauf gehen, machet einen Wagner oder Rademacher unumgänglich nöthig. Dieſer Handwerksmann leget ſich zu der Zeit, da man das Brennholz fället, einen Vorrath von Felgen, Speichen und Achſen zu, und ſuchet ſich dasjenige aus, was ſich zu ſeiner Arbeit ſchicket. Wenn er den Wohnplaz verſorget hat: ſo kann er zum Vortheile des Herrn für die Nachbarn arbeiten. Zu Labats Zeiten bezahlete man 6 Thaler Arbeitslohn für ein paar Räder, ohne das Holz und die Speiſung des Handwerkers zu rechnen.

nen. Wenn die Felgen und Speichen aus dem gröbſten gehauen ſind: ſo machet ein Rademacher alle Woche ſein paar Räder.

Ein Zimmermann und Brettſchneider ſind eben ſo nöthig. Man brauchet ohne Aufhören Bretter, Diehlen, Zähne in den Mühlrädern und andere Werke, deren man allezeit einen guten Vorrath haben muß, wenn unverſehene Umſtände vorfallen. Die verſtändigen Herren laſſen alle ihre Negern ſägen oder Bretter ſchneiden lernen, welches ſehr leicht iſt, und haben es alſo in ihrer Gewalt, bei dringender Noth viele Sägen auf einmal gehen zu laſſen. Zween Brettſchneider, die ihr Holz zugehauen haben, machen die Woche 40 Bretter, iedes 8 Fuß lang und 12 bis 15 Zoll breit.

Obgleich ein Tiſchler nicht eben ſo nothwendig zu ſeyn ſcheint: ſo thut er doch in einem Wohnplaze tauſenderlei Dienſte, vornemlich wenn er drechſeln kann. Wird er nicht von ſeinem Herrn gebrauchet: ſo fehlet es ihm niemals an Beſchäftigung bei den Nachbarn, und das wenigſte, was er den Tag verdienen kann, iſt ein Thaler, ohne ſeine Speiſung zu rechnen. Eben ſo iſt es auch mit den Mäurern. Die Gebäude, die Oefen, und die Keſſel ſind ſo vielen Veränderungen und Zufällen unterworfen, daß man in einem großen Size nicht ohne zween Mäurer ſeyn kann. Man iſt verſichert,

ſichert, daß man ſie mit Vortheile vermiethen kann, wenn man keine Gelegenheit hat, ſie zu brauchen. Mit einem Worte, alle Handwerker ſind ein Schaz für den Eigentůmer eines Wohnplazes. Ueber dieſes findet ſich kein Neger, welcher nicht froh ſeyn ſolte, wenn er ein Handwerk lernen kann; nicht nur weil es ihnen ſchmeichelt, daß man ſie dazu ausſuchet, ſondern auch, weil ſie reichlicher geſpeiſet werden, als die andern, und die Trinkgelder, die ſie bekommen, ſie in den Stand ſezen, ihre Familien beſſer zu unterhalten. Die meiſten thun ſo ſtolz darauf, wenn ſie Tiſchler oder Mäurer ſind, daß man ſie niemals ohne ihren Maaßſtab und ihr Schurzfell ſieht.

Zu dem Viehhůten gehöret ein treuer Neger, welcher ſein Amt liebet. Man hat allezeit angemerket, daß die von dem grünen Vorgebirge, von dem Senegal und dem Gambie (*) am geſchickteſten dazu ſind; weil ſie in ihrem Vaterlande eine Menge Vieh haben, welches ſie als ihren Hauptreichtum anſehen. Der **Commandeur** muß alle Tage die Heerden eines Wohnplazes zählen, bevor ſie auf die Weide getrieben werden, und wenn ſie wieder in den Parc kommen. Die Kinder můſſen die Schafe

(*) Dieß iſt der Fluß, den die Engländer Gambra nennen.

und die Ziegen hüten, unter der Aufſicht eines oberſten Hirten.

Die Wartung der Kranken iſt einer Negerin von einer guten geprüften Aufführung anvertrauet, die ihnen die nöthigen Arzeneien und Labungen bringt, das Krankenhaus reinlich hält, und nichts hineinläßt, als auf ausdrücklichen Befehl des Wundarztes. Man begreift leicht, daß ein Wohnplaz nicht ohne Siechenhaus ſeyn kann. Ohne zu gedenken, daß die Kranken darinnen beſſer ſind, als in ihren Caſen, ſo hat man auch kein anderes Mittel, diejenigen, welche wirklich krank ſind, von denen zu unterſcheiden, die ſich nur entweder aus Faulheit, oder weil ſie ſonſt etwas in geheim machen wollen, ſo ſtellen könten.

Fünf und zwanzig Negern ſind genug, die Röhre zu ſchneiden, welche zur Unterhaltung einer Mühle und ſechs Keſſel nöthig ſind; vornemlich wenn ſie von einem Tage zum andern ein wenig im Voraus haben, und die Röhre ſchön und ſauber ſind. Wenn man dieſes nicht im Voraus hat, nach einigem Feſttage zum Exempel, da die geſchnittenen Röhre etwas verderben könten: ſo läßt man von Morgen bis auf die Stunde zum Frühſtücke alle diejenigen, welche in der Zuckerſiederei, in der Purgerie, bei den Oefen, im Holze und in der Mühle arbeiten ſolten, ſolches ſchneiden; und in einer

ner Zeit von zwo Stunden hat man dasjenige, was man brauchet, mit dem Sieden ohne Unterbrechen fortzufahren. Weil dieſe Arbeit die leichteſte iſt: ſo ſind die Weiber dazu eben ſo geſchickt, als die Männer. Dieß iſt nebſt dem Dienſte in der Mühle, welcher die Mannsperſonen verunehret, wenn ſie dazu gebrauchet werden, ihre vornehmſte Verrichtung. Man beſtrafet die trägen und faulen Mannsperſonen oftmals damit, daß man ſie in die Mühle ſchicket. Dieß ſchmerzet ſie ſo heftig, daß ſie auf den Knien bitten, man möchte ſie doch wieder zu ihrer vorigen Arbeit ſchicken.

Die Furcht, man möchte es an Brennholze fehlen ſehen, verbindet einen, ſtets fünf oder ſechs Negern zu halten, deren einzige Beſchäftigung iſt, alle Tage ein jeder ſeinen Karn voll zu liefern. Bei dieſer Sorgfalt und wenn man auf fünf oder ſechs Wochen Vorrath hat, kann man ohne Unterbrechen die ganze Zeit über Zucker machen, die man dazu brauchet. Ueber dieſes wird man bald ſehen, daß die Kunſt neue Oefen erdacht hat, und man heutiges Tages weniger Holz brauchet.

Es ſcheint, daß man auf den Inſeln wegen der Wahl eines Commandeurs nicht einig ſey. Die einen ziehen einen Weißen zu dieſem Amte vor; andere einen Neger. Labat erkläret ſich für den Neger, und betheuert,

theuert, daß, ohne der häuslichen Urſachen zu erwähnen, man ſich ſtets wol dabei befunden habe. „In Wahrheit, ſagt er, „man brauchet einen treuen klugen Neger, „der die Arbeit gut verſteht, dem Herrn „gewogen iſt, und vornemlich ſich Gehorſam zu verſchaffen weiß, damit er die „Befehle könne ausführen laſſen, die er „bekommt.„ Er ſezet hinzu, dieſe lezte Eigenſchaft ſey nicht am ſchwerſten zu finden, weil es keine Leute auf der Welt giebt, die mit mehrer Herrſchaft befehlen, als die Negern. „Ein Commandeur muß ſtets „an der Spize der Arbeit ſeyn, ſie treiben, ſie regieren, und ſeine Negern nicht „einen Augenblick aus dem Geſichte laſſen. „Er muß alle Unordnung aufhalten oder „ihr vorbeugen, die Zänkereien ſtillen, „vornemlich unter den Negerinnen, die „von Natur hizig und zänkiſch ſind, diejenigen beſuchen, welche auf dem Felde „und in dem Holze arbeiten. Er theilet „die Arbeiten aus, ſezet die Stunde zu „derſelben an, wecket die Negern auf, „läßt ſie dem Gebete beiwohnen, giebt „ihnen oder läßt ihnen Unterricht im Chriſtentum geben, und führt ſie des Sonntags und Feſttags nach der Kirche. Er „hat auf die Sauberkeit ihrer Häuſer und „Gärten, ihrer Geſundheit und Kleidung „Acht. Er muß niemals, weder bei Tag, noch

noch bei Nacht den fremden Negern erlauben, ſich in die Caſen des Wohnplazes zu begeben, Endlich ſo muß er alle Tage dem Herrn von demjenigen Nachricht ertheilen, was vorgeht, ſeine Befehle einholen, ſie wol verſtehen und nach dem Buchſtaben vollziehen laſſen. Ein vernünftiger Herr, welcher die Wichtigkeit einſieht, ſein Anſehen auch in andern in Ehren halten zu laſſen, bezeuget Achtung gegen ſeinen Commandeur, enthält ſich, ihm vor den andern Sclaven einen Verweis zu geben, und hütet ſich noch mehr, ihn in ihrer Gegenwart zu ſchlagen. Wenn er ihn wegen eines Fehlers ſtrafbar findet: ſo nimmt er ihm zuerſt ſein Amt. Er unterläßt aber niemals, diejenigen ſcharf zu züchtigen, welche ihm nicht gehorchen, oder ſich wider ihn auflehnen. In allen Wohnpläzen, die einen Neger zum Commandeur haben, giebt man ihm mehr Lebensmittel und Kleider, als den andern, und von Zeit zu Zeit einiges Geſchenk.„ Da Labat alſo den Negern den Vorzug zu einem Commandeur giebt: ſo räth er, man ſolle ſie nicht zu jung wählen, aus Furcht, ſie möchten ihr Anſehen bei den Negerinnen mißbrauchen. Er will ſogar, man ſolle getreue Kundſchafter halten, die auf ihre Aufführung acht haben. Was die Weißen be-

be-

betrift, ſo räth er, diejenigen ohne Verzeihung wegzujagen, die einigen Umgang mit den Weibsperſonen von dieſer Farbe haben.

Die Hausnegern, welche in dem Innern des Hauſes dienen, ſtehen nicht unter dem Commandeur. Es iſt eine ziemlich ſonderbare Anmerkung, daß die meiſten, ungeachtet der Vortheile ihres Standes, das iſt, daß ihnen mit mehrer Sanftmuth begegnet wird, daß ſie beſſer gekleidet und beſſer geſpeiſet werden, als die andern, doch lieber **in dem Garten arbeiten** wollen, ſo nennet man die ordentlichen Arbeiten eines Wohnplazes, als ſich in dem Hauſe ihres Herrn eingeſperret ſehen. Man pflegt die am beſten gebildeten und die wizigſten im 12 oder 13 Jahre zu nehmen, daß ſie zu Lakeien dienen müſſen; und nach der Kentniß, die man von ihren natürlichen Eigenſchaften erhält, entſchließt man ſich, ſie entweder zur Arbeit zu ſchicken, oder ein Handwerk lernen zu laſſen.

Weil es nicht genug iſt, Sorge für ſie zu tragen, wenn ſie geſund ſind, und der Nuzen einen Herrn eben ſowol, als das Gewiſſen verbindet, den Kranken beizuſpringen: ſo kann man nicht Umgang haben, einen Wundarzt zu halten. Iſt man nahe an einem Flecken, wo man alle Stunden einen haben kann: ſo hält Labat dafür, man müſſe

kei-

keinen bei ſich halten. Er will, man ſolle ſo wenig weiße Bedienten haben, als es möglich iſt. Auſſer dem Aufwande zu ihrer Speiſung, welcher anſehnlich iſt, und dem Zwange, ſie mit an ſeinem Tiſche zu haben: ſo ſpinnen ſie oftmals ſehr gefährliche Händel mit den Negerinnen an. Man kann aber einen Wundarzt von auſſen annehmen, daß er alle Morgen und Abend nach dem Wohnplaze kommt. Der jährliche Gehalt der geſchickteſten iſt auf den Inſeln des Windes niemals über 400 Livres geweſen. Zu St. Domingo verkaufen ſie ihre Dienſte viel theurer. Man muß es wegen der Arzeneien niemals auf ſie ankommen laſſen; eine gerechte Klugheit verbindet einen, ſich bei der Ankunft der Schiffe damit zu verſehen; und ſolche niemals, als unter den Augen des Herrn, anrühren zu laſſen. Eine Kiſte, die mit allen nöthigen Arzeneien verſehen iſt, kommt auf 400 Franken, und dauert viele Jahre ohne weitere Sorge, als daß man zuweilen für diejenigen, welche die Zeit ſchwächet, und welche ausgehen, neue anſchaffet.

Da ſich nach dieſer Vorſtellung die Anzahl der Negern ungefähr auf 100 und 20 belauft: ſo iſt noch übrig zu berechnen, wie hoch die Koſten zu ihrer Speiſung und zu ihrem Unterhalte kommen können. Man verlanget zuerſt, daß in jedem Wohnplaze

der

der Manioc ſtets in ſo großem Ueberfluſſe ſey, daß man mehr in Gefahr ſtehe, ihn in der Erde verfaulen zu ſehen, als daß man der ordentlichen Portion für die Negern etwas abbrechen oder welchen für Geld kaufen dürfe. Man giebt ordentlicher Weiſe allen Negern durch die Bank, großen und kleinen, ohne andere Ausnahme als die Kinder an der Bruſt, jeden drei Pots (*) Maniocmehl die Woche; und für dieſe Kinder zwei Pfund Weizenmehl nebſt Milch. (**) Die Schäzung des einen Mehles mit dem andern iſt drei Pots auf jeden Kopf, welches jede Woche 360 Pots machet. Das Barril oder Faß enthält deren 50 welche mit der Anzahl der Wochen des Jahres, das iſt, mit 52 multipliciret, jährlich 390 Barrils machen. Dieſer Aufwand würde weit gehen, wenn man genöthiget wäre, das Maniocmehl zu kaufen. Ob es gleich zuweilen ſo guten Kaufes iſt, daß es nicht über fünf oder ſechs Franken das Faß koſtet: ſo ſteigt es doch zu andern Zeiten bis auf 18 Franken, ohne die Beſchwerlichkeit des Anfahrens zu rechnen. Es iſt alſo ſehr viel daran gelegen, daß man eine ſo große Men-

(*) Pariſer Maaß.

(**) Sie wird der Mutter überlaſſen, ihnen ein Mus daraus zu machen. Es ſcheint, dieſe Gewohnheit ſey von dem P. Labat eingeführet worden.

Menge Manioc pflanzen laſſe, daß man vielmehr im Stande ſey, welchen zu verkaufen, als genöthiget, welchen zu kaufen.

Eine beſondere Verordnung des Königs verbindet die Herren, einem jeden Sclaven dritthalb Pfund Pökelfleiſch die Woche zu geben. Man geſteht aber, daß ſie nicht beſſer beobachtet werde, als viele andere, entweder aus Nachläſſigkeit der Beamten, welche die Hand darüber halten ſolten, oder aus Geize der Herren, oder oftmals aus Unmöglichkeit, ſich in Kriegszeiten Pökelfleiſch anzuſchaffen. Einige erſezen dieſen Abgang durch Pataten und Ignamen. Diejenigen, welche den Negern Fleiſch geben, laſſen es ihnen niemals des Sonntags oder Feſttags austheilen, weil ſie an dieſen Tagen die Freiheit haben, einander zu beſuchen, da ſie denn in einer einzigen Mahlzeit dasjenige verzehren, was ihnen auf die ganze Woche dienen ſoll. Der Commandeur oder der Herr ſelbſt läßt vor ſeinen Augen das Fleiſch abwiegen und zu gleichen Theilen austheilen. Er ſorget dafür, daß es auf Bretter nach der Reihe hingeleget werde. Zur Tiſchzeit gehen die Weiber nach dem Mehlmagazine, um dasjenige zu holen, was man ihnen austheilet; und die Mannsperſonen kommen und nehmen das Fleiſch, ſo wie ſie hineingerufen werden, eine Portion nach der andern,

ohne

ohne Ausſuchen. Ein Faß gepökeltes Rindfleiſch muß 160 Pfund wiegen: des Abganges wegen aber rechnet man nur 150. Zwei Pfund auf die Perſon für 120 Negern machen 240 Pfund; das iſt, zwei Fäſſer weniger 60 Pfund, welche zur Vermehrung des Theiles für die Handwerker oder Kranke dienen. Dieſe zwei Fäſſer wöchentlich machen jährlich 104 deren Preis nach den Kriegs- oder Friedenszeiten, nach dem Mangel oder Ueberfluſſe unterſchieden iſt. Zuweilen iſt er auf 50 Franken, und zuweilen auch nur 18 oder 20. Man ſezet ihn auf 25 als den Mittelpreis. Das machet 2600 Livres.

Man giebt den Negern nur Waſſer zu ihrem Getränke. Weil ſolches aber nicht vermögend iſt, ſie bei einer langen Arbeit zu erhalten: ſo läßt ein Herr, der für ſie ſorget, auſſer dem Uicu und der Grappe, zwei Getränke, die ſie ſich ſelbſt machen mögen, ihnen noch des Morgens und Abends ein Glas Zuckerrohrbranntewein reichen, vornemlich wenn ſie zu einer auſſerordentlichen Verrichtung gebrauchet werden, oder Regen ausgeſtanden haben. Da der Brantewein in dem Wohnplaze gemacht wird: ſo muß man dieſen Aufwand für nichts rechnen. Daraus aber entſpringen einige Mißbräuche, nämlich daß man den Negern eine gewiſſe Menge Brantewein auf die Wo-

che anſtatt des Mehles und des Fleiſches giebt; woher es denn kommt, daß ſie den ganzen Sonntag herumlaufen müſſen, um ſolchen zu verhandeln oder gegen Mehl umzutauſchen, da ſie denn erſt ſehr ſpät und müde wieder zurück kommen. Ueber dieſes ſaufen diejenigen, die den Trunk lieben, ihren Brantewein aus, und finden ſich in der Nothwendigkeit, damit ſie nur leben können, ihre Herren oder die benachbarten Wohnpläze zu beſtehlen, und ſich der Gefahr auszuſezen, ſich tödten zu laſſen, oder ihres Diebſtahles wegen vor Gericht gezogen zu werden, welchen ein Herr allezeit bezahlen muß. Eine noch weniger kluge Gewohnheit, die von den Spaniern und Portugieſen in die Engländiſchen und Holländiſchen Inſeln und von da auch in die Franzöſiſchen gekommen, iſt, daß man den Negern den Sonnabend giebt, um ſich und ihre Familien in Kleidern und Speiſen von dem Gewinnſte zu erhalten, den ſie von ihrer Arbeit ziehen können. Ein Herr, welcher dieſe Art annimmt, verſteht ſeinen Vortheil ſchlecht. Denn wenn ſeine Sclaven ſich durch die Arbeit dieſes Tages ihren Unterhalt verſchaffen können: ſo ſcheint es gewiß zu ſeyn, daß er ſie ſelbſt unterhalten könte, wenn ſie für ihn arbeiteten.

Auf den Franzöſiſchen Inſeln ſind die

Klei-

Kleider der Negern ein paar Hoſen und eine Caſaque für die Mannsperſonen; und eine Caſaque und Juppe für die Weibsperſonen. Die Caſaquen gehen nur 5 oder 6 Zoll unter den Gürtel. Man brauchet die grobe Bretagner Leinwand dazu, welche man Gros Vitré nennet, deren Breite etwas über eine Elle iſt, und welche die Kaufleute gemeiniglich 30 Sols und zuweilen auch einen Thaler die Elle auf den Inſeln verkaufen, ob ſie ihnen gleich nur 15 oder 18 Sols in Frankreich zu ſtehen kommt. Die vernünftigen und leutſeligen Herren geben jedem Neger jährlich zwo Kleidungen, das iſt, zwo Caſaquen, und zwei paar Hoſen oder zwo Juppen. Dieſer Ueberfluß ſezet ſie in den Stand, ſich vor dem Ungeziefer zu verwahren, welches, wie man beobachtet, ſich an ihre Nation machet, da es hingegen die Weißen flieht, ſobald ſie über den Wendekreis gegangen ſind. Andere Herren geben nur zwei paar Hoſen oder zwo Juppen und eine Caſaque; andere auch nur ein paar Hoſen oder eine Juppe ſo wie eine Caſaque. Die härteſten oder geizigſten endlich geben nur Leinwand, die Caſaque und die Hoſen oder die Juppe daraus zu machen, nebſt einigen Fäden Zwirn, ohne ſich darum zu bekümmern, wozu es die Negern anwenden: daher geſchieht es denn, daß ſolche ihre Leinwand

und

und ihren Zwirn verkaufen, und faſt das ganze Jahr über nackend gehen. Vier Ellen Leinwand ſind für die Mannsperſonen, und fünf für die Weibsperſonen zu zwei ganzen Kleidern hinlänglich. Man giebt den kürzlich niedergekommenen Weibern noch drei Ellen mehr, theils ihr Kind zu bedecken, theils auch ſich eine Art von Binde zu machen, eine halbe oder drei Viertel Elle breit, welche ſie brauchen, ihre Kinder ſich auf ihren Rücken zu binden, wenn ſie ſolche nicht mehr in einer Art von Korbe tragen, welcher einige Zeitlang zu dieſem Gebrauche dienet.

Wenn man bei 120 Negern ungefähr 25 Kinder ſezet, die nicht ſo viel Leinewand brauchen, als die andern und diejenigen, die mit einem ſchönern Zeuge zu dem innern Dienſte des Hauſes bekleidet ſind, ſo kann man alles auf vier Ellen für jeden durchgehends rechnen, welche 480 oder, wenn man will, 500 machen. Dieß wird ungefähr 750 Livres betragen, wenn man 30 Sols die Elle für den gemeinen Preis annehmen will. Wenn man nun noch 50 Franken für einige Hüte oder Müzen, hinzuſezet, die man denjenigen giebt, welche ſich durch ihren Eifer hervorthun: ſo wird dieſer Artikel ſich nicht über 800 Franken belaufen. Rechnet man nun alſo alle dieſe Summen zuſammen: ſo wird der Auf-

wand eines mit 120 Negern verſehenen Wohnplazes, ohne jedoch das Maniocmehl, das Brennöhl und den Brantewein, welches man bei ſich ſelbſt machet, mit darunter zu rechnen, nur auf 6610 Livres ſich belaufen.

Rechnung von dem Gewinnſte aus einem Zuckerwerke.

Nun wollen wir ſehen, wie viel ordentlicher Weiſe aus einer Zuckerſiederei herauskommt, um von dem Gewinnſte der Herren urtheilen und ſehen zu können, wie leicht es ihnen fällt, reich zu werden. Es kommt ohne Zweifel auf die Beſchaffenheit des Bodens der Zuckerröhre, der Jahreszeit und des Zugehöres zu einem Zuckerwerke an, wie viel man eine jede Woche Zucker machen kann. Eine Waſſermühle geht viel hurtiger, als eine Roßmühle. Sechs Keſſel machen mehr Zucker, als eine geringere Anzahl. Ein Boden, der gedienet hat, vornemlich in den Baſſeterren, woſelbſt er ſtets trockener und mehr gebrauchet iſt, als in den Cabesterren, bringt viel zuckerhäftere Röhre hervor, die leichter zu kochen ſind und mehr geben, als in den Cabesterren, wo ſie durchgängig überhaupt wäſſerichter, härter und nicht ſo zuckerhaft ſind. Die Jahreszeit trägt auch viel dazu bei. Je trockener ſie iſt, deſto mehr gereinigtes Weſen haben die Röhre, welches ſich leichter in Zucker verwandelt. Endlich

ſo geben die recht reifen Röhren mehr, als die, welche es nicht ſind.

Allein obgleich dieſe mannichfachen Fälle vielen Unterſchied in dem machen, was aus einem Zuckerwerke herauskommt: ſo kann man doch bei einer billigen Abrechnung der Zeiten und Röhre ſo ziemlich eine Menge Zucker angeben, worauf man ſich ſtets Rechnung zu machen berechtiget iſt. Geſezt alſo, es ſey eine Waſſermühle da, und eine Zuckerſiederei mit ſechs Keſſeln, die, wie man auch ſezet, mit einer ſolchen Anzahl Sclaven verſehen ſind, als dazu gehören, ſie eine Zeitlang von ſieben bis acht Monaten, das iſt, vom Chriſtmonate bis zu Ende des Heumonats gehen zu laſſen: ſo verſichert Labat, man könne auf 200 Formen die Woche, eine in die andere, rechnen, ohne die Zucker von dem Syrope und Schaume mit darunter zu begreifen, die zu gleicher Zeit ohne Unterbrechung der Arbeit in der Zuckerſiederei gemacht werden, wenn man in der Zuckerſiederei oder der Purgerie einen oder zween dazu eingerichtete Keſſel hat. Wenn man anſtatt des weiſſen Zuckers an rohem Zucker arbeitet: ſo kann man jede Woche 23 bis 24 Fäſſer davon machen, welche, wenn man jedes auf 500 und 50 Pfund, eines in das andere, ſchäzet, 13200 Pfund ausmachen, ohne den Syropzucker zu rechnen. Man

ſeze 30 Wochen Arbeit, und jede Woche 200 Formen, ſo ſind ſolches 6000 Formen, die nach dem geringſten Gewichte geſchäzet, eine in die andere 25 Pfund ſeyn und folglich 100 und 50000 Pfund Zucker hervorbringen werden. Wenn er für 22 Livres 10 Sols der Zentner verkaufet wird, welches der gemeine Preis zu Labats Zeiten war: ſo wird ſolches die Summe von 33000 700 und 50 Franken ausmachen.

Darauf muß man den Zucker von dem feinen Syrop in Rechnung bringen, der von 6000 Formen kommt, und 600 Formen ſeyn muß, nemlich 10 Formen von 100. Weil aber dieſer Zucker viel leichter iſt, als der von den Röhren und ſich unter der Erde noch mehr vermindert: ſo muß man die Formen nur auf 18 Pfund ſchwer jede rechnen, welches noch 8400 Pfund Zucker ausmachet, die um eben den Preis verkaufet, die Summe von 1800 und 90 Livres geben werden. Sezet man 1000 Formen vom groben Syrope und 400 Formen Schaumzucker hinzu, die wenigſtens über 35 Pfund jede ſeyn werden, wenn ſie gereiniget worden, ſo wird man faſt 50000 Pfund Zucker von dieſer Art haben, den man in einer Zeit von drei oder vier Wochen mit Rohrzucker verſezen kann, um alſo noch über 80000 Pfund rohen Zucker zu machen, welche, auf den Fuß von 7 Livres

10 Sols

10 Sols der Zentner, auch noch 6000 Franken betragen. Dieſe Summe nebſt den beiden vorhergehenden wird eine von 41640 Franken ausmachen, ohne zu rechnen, daß man über 3000 Franken aus dem Verkaufe des Branteweins löſen kann. Man hat alſo faſt 45000 Livres. (*)

Wenn man wiſſen will, wie viel Formen oder Fäſſer Zucker man von einem Stücke

(*) Man hat hier nur den Zucker auf den gemeinſten Preis geſezet, und die Menge, die man davon machen kann, in einem ſehr mittelmäſſigen Stande angegeben. Die Erhöhung des Preiſes in Friedenszeiten übertrift dasjenige ſehr, was man in Kriegszeiten daran verliert, weil ſeit dem ryßwicker Frieden bis auf den Krieg 1702 der weiſſe Zucker von 36 bis auf 44 Livres der Zentner verkaufet wurde: der rohe Zucker galt 12 und der getriebene Zucker (Sucre paſſé) 18. Die Einkünfte von einer Zuckerſiederei waren auch damals unermeßlich. Houel de la Varennes, von dem man bereits geredet hat, zog aus ſeinem Wohnplaze zu Guadaloupe in einem jeden von den dreien Jahren des Friedens über 30000 Thaler, ob er gleich nur eine Waſſermühle und ſieben eingerichtete Keſſeln hatte. Er galt nur ungefähr 300 und 50000 Franken. Es war alſo faſt 25 von 100 was er eintrug. Man unterſuche alle Ländereien in Europa, ſagt Labat, ob man eine findet, die ihr beikommt. Die allerbeſten ſind diejenigen, welche 5 oder 6 vom 100 geben; da hingegen die geringſten auf den Inſeln 25 und einige ſogar bis auf 25 bringen.

Zuckerröhre von 100 Schritten ins Gevierte bekommen kann: ſo verſichern viele in den Baſſeterren zu Martinique und Guadaloupe wiederholte Erfahrungen, daß, wenn die Röhre in der ſchönen Jahreszeit und in ihrer völligen Reife genommen werden, 100 Schritte ins Gevierte ungefähr 150 Formen geben, und daß eben die Menge Röhre, wenn ſie zu rohem Zucker gebrauchet wird, von 12 bis auf 16 Fäſſer giebt. Eben ſo verhält es ſich aber nicht in den Cabesterren, oder in den rothen und fetten Feldern. Obgleich die Röhre daſelbſt viel größer, viel dicker und beſſer genähret ſind: ſo ſind ſie doch ſtets viel wäſſerichter, viel roher und nicht ſo zuckerhaft. Man brauchet alſo auch um die Hälfte mehr mit Zuckerröhren bepflanztes Land, um eben die Menge Zucker zu bekommen.

Man kann hier fragen, ob mehr Vortheil dabei iſt, wenn man weiſſen Zucker machet, als rohen Zucker? Man nimmt an, daß einerlei Zuckerſiederei wöchentlich 200 Formen weißen Zucker oder 24 Fäſſer rohen Zucker liefern wird. Wenn man nun die 200 Formen jede 25 Pfund ſchwer ſezet: ſo werden ſie 5000 Pfund Zucker geben, welche den Zentner für 22 Livres 10 Sols gerechnet, 11000 und 25 Franken ausmachen; und die 24 Fäſſer rohen Zucker, das Stück zu 550 Pfund gerechnet, machen

chen 13700 Pfund Zucker aus, welcher, wenn der Zentner für 7 Livres 10 Sols verkaufet wird, 1027 Livres 10 Sols betragen. Es iſt die Frage, ob die Verfertigung des einen mehr Vortheil bringt, als die Verfertigung des andern. Man geſteht, daß es anfänglich viel leichter zu ſeyn ſcheint, rohen Zucker zu verfertigen. Man hat keinen Aufwand zu den Formen, zu den Abtrocknungsplätzen, den Purgerien und allem, was dazu gehöret, zu machen. Man iſt nicht verbunden, den Raffinirern großen Gehalt zu geben, noch dem Verluſte unterworfen, den ihre Unwiſſenheit oder ihre Unachtſamkeit oftmals verurſachet. Alle dieſe Puncte ſind in Anſchlag zu bringen. Indeſſen behauptet doch Labat, es ſey viel vortheilhafter für einen Einwohner, daß er ſeinen Zucker ſelbſt weiß mache, als daß er ihn von andern weiß machen laſſe, die ihn gewiß nicht weiß machen würden, ſagt er, wenn ſie keinen großen Vortheil dabei fänden. Der Aufwand wird nur einmal gemacht. Alles, was man kaufet, iſt dauerhaft, oder kann mit wenigen Koſten unterhalten werden; und der Vortheil, den man davon hat, iſt nicht allein beſtändig, ſondern nimmt auch alle Tage zu. Ueber dieſes iſt es viel leichter, den weiſſen Zucker abzuſezen, als den rohen, vornemlich zu Kriegszeiten, wo

wenig Schiffe ankommen. Man brauchet zu dem einen nicht mehr Holz, als zu dem andern. Man verführet ihn leichter, weil er in geringerer Menge iſt. Endlich ſo hat man aus der vorigen Rechnung geſehen, daß man wöchentlich 10 Piſtolen Gewinnſt hat, und dieß iſt reiner Vortheil; denn die 20 Formen von dem feinen Syrope ſind hinlänglich, alle Ausgaben zu beſtreiten; ohne zu rechnen, was man noch mehr von dem groben Syrope und Schaumzucker hat, welches über 50 Franken ſteigt. Dieß iſt auch noch ein jährlicher Gewinnſt von mehr als 5000 Franken. Wir müſſen noch hinzu ſezen, daß der Preis von dem weiſſen Zucker oftmals viel höher iſt, als der von dem andern, wenn man gleich alles Verhältniß beobachtet, und daß dieſer einzige Punct einen beträchtlichen Unterſchied machet.

Die Zuckerfäſſer werden mit der Schnellwage oder den ordentlichen Wagſchaalen gewogen. Mit der Schnellwage geht es hurtiger: ſie iſt aber großen Irthümern unterworfen. Das ſicherſte alſo iſt, daß man die ordentlichen Wagſchaalen und gute abgewogene bleierne Gewichte brauchet. Labat hat bemerket, daß ſich die eiſernen Gewichte durch den Roſt leicht ändern, welcher ſie gar zu leicht machet. Er bringt noch ferner alles bei, was er aus ſeiner Erfah-

rung

rung gelernet hat. Weil das meiſte aber nicht zu unſerer Abſicht gehöret: ſo verweiſt man die Neugierigen auf das Werk ſelbſt.

Wir wollen mit der ganzen Rechnung des Aufwandes und des Gewinnſtes eines Wohnplazes ſchlieſſen, ſo wie man ihn vorgeſtellet hat.

Aufwand	ſ	ſ	ſ	6610 Livres.
Einkünfte	ſ	ſ	ſ	44640 Livres.

Wenn man nun den Aufwand von den Einkünften abzieht: ſo bleibt jährlich die Summe von 38030 Livres klarer Gewinnſt. Nimmt ein Herr nun hievon die Unterhaltung ſeiner Tafel und ſeiner Familie: ſo muß er höchſt übermäſſige Ausgaben machen, wenn er nicht jährlich 10000 Thaler Ueberſchuß hat. Man ſezet, daß er bei der ordentlichen Haushaltung noch bedacht iſt, allerhand Federvieh, Schöpſe, Ziegen, Schweine aufzuziehen; und daß das Fleiſch aus der Fleiſchbank dem Fleiſcher nach der Gewohnheit mit dem Viehe bezahlet wird, das man ihm giebt. Nach dieſer Rechnung wird man ſich nicht wundern, daß diejenigen, welche viele Wohnpläze auf den Inſeln und folglich auch viele Zuckerſiedereien haben, unermeßliche Reichthümer daſelbſt erwerben können.

Zum Beſten der Europäer, denen eine ſo ſchöne Ausſicht Muth und Fleiß zu er-

Wie man Ländereien angewieſen bekommen und ſolche umroden muß.

wecken vermögend ſeyn würde, wollen wir erklären, durch was für Stufen ſie ſich zu dieſem Glücke erheben können. Diejenigen, welche kein Land haben und auch kein Geld beſitzen, ſich ſolches zu kaufen, bitten, daß man ihnen ein Stück anweiſen möchte, welches noch keinen Herrn hat, und folglich dem Könige zugehöret. Sie wenden ſich an den Generalſtatthalter der Inſeln, oder an den Intendanten und überreichen ihm eine Bittſchrift, worinnen ſie ihm ihren Stand, die Beſchaffenheit ihrer Familie und ihres Vermögens vorſtellen. Sie zeigen das Grundſtück an, das ſie ſich ausbitten, nebſt den Gränzen ſeiner Länge und Breite. Sie fügen einen Beglaubigungsſchein von dem Hauptmanne der Miliz des Viertels und dem königlichen Feldmeſſer bei, welche die Wahrheit der Vorſtellung verſichern und vornemlich daß dieſes Stück Landes noch keinen Beſizer hat. Die Verwilligung wird ausgefertiget. Der Hauptmann und der Feldmeſſer richten die Strecke nach dem Bedürfniſſe und den Kräften desjenigen ein, der es verlanget, mit dieſen dreien Bedingungen, daß er die nächſten Nachbarn des Landes, das man ihm bewilliget, zuſammen rufen laſſe, damit ſie ſeiner Beſiznehmung deſſelben beiwohnen; daß er ſie die ſchriftliche Erklärung von ſich geben laſſe, ſie hätten keinen Anſpruch darauf;

auf; und daß er innerhalb drei Jahren wenigſtens den dritten Theil dieſes Grundſtückes umroden wolle, bei Strafe daraus vertrieben zu werden und alle ſeine Gerechtſamen darauf zu verlieren.

Dieſe Bedingungen ſind ſehr vernünftig; und man muß nur bedauern, daß ſie ſo ſchlecht beobachtet werden. Man würde mit der Bevölkerung der Inſel viel weiter gekommen ſeyn, weil diejenigen, die ſich daſelbſt zu ſezen ſucheten, allezeit Land finden würden; da hingegen oftmals die Ländereien habgierigen aber ſchwachen oder unverſtändigen Leuten zugeſtanden worden, welche in 100 Jahren nicht das Drittheil davon umroden können. Es finden ſich ſogar welche, die an vielen Orten auf einerley Inſel angewieſene Grundſtücke haben, wo ſie ſeit ſehr vielen Jahren nur 100 oder 150 Schritte ins Gevierte umgerodet haben, um ihren Beſiz zu bemerken, ohne ſich weiter Mühe zu geben, die Arbeit fortzuſezen. Die Statthalter und Intendanten laſſen zuweilen dieſe Ländereien wieder zu den Domainengütern ſchlagen: allein, es iſt öfters nur eine bloſe Ceremonie oder die Strafe fällt wenigſtens nur auf einen Unglückſeligen, welcher nicht Anſehen genug hat, ſich der Strenge des Geſezes zu entziehen, da unterdeſſen eben die Länder einem andern gegeben werden, der ſie nicht beſſer brauchet.

Wenn

Wenn man mit allen eingeführten Förmlichkeiten Beſiz genommen hat: ſo erwählet man, wie man in dem vorhergehenden angezeiget hat, einen Ort, der einige Höhe hat, um daſelbſt das Herrnhaus zu bauen, wenn irgend ein Fluß oder wenigſtens eine Quelle da iſt, die beſtändig Waſſer giebt, oder ſich ſo wenig davon entfernet, als es nur möglich iſt, in der doppelten Abſicht, daß man Waſſer für die Bedürfniſſe des Hauſes und auch zu deſto leichterer Löſchung der Feuersbrünſte habe. Man machet darauf einige hölzerne Caſen oder Hütten, die man anfänglich mit Brettern oder Schilfe bedecket. Nach dieſem fället man die Bäume, und fängt an dem Orte an, wo man den Hauptſiz anlegen will. Labat verweißt es den neuen Coloniſten ſehr, daß ſie die höchſt übele Art haben, und die Bäume, nach dem Beiſpiele der Caraiben, einen über den andern fällen, und wenn ſie recht trocken ſind, verbrennen, ohne zu erwägen, ob es Holz iſt, das zum Bauen tauget, oder ob die Jahreszeit bequem iſt, es zu fällen, und zu erhalten. Wenn man vernünftig und ein guter Haushalter iſt: ſo verwahret man diejenigen Bäume, welche dienen können, Bretter, Diehlen, Balken und ander Zimmerholz daraus zu machen; welches ein anſehnlicher Gewinnſt iſt, vornemlich jezo, da das Bauholz ſo ſelten, und

folg=

folglich theuer wird. Labat räth, man ſolle bis zum Abnehmen des Monds mit dem Fällen derer Bäume warten, welche nüzlich seyn können, ſie in Stämme ſchneiden, von der Länge die man für dienlich erachtet, ſie einen über den andern zu legen, und mit einem kleinen Dache zu bedecken. Darauf ließt man die Zweige und das unnüze Holz in viele Haufen zuſammen, welche verbrannt werden müſſen. Hierbei merket Labat an, man müſſe ſtets das Feuer unter dem Winde anzünden, das iſt, auf der Seite, die dem Winde entgegen iſt, nachdem man eine Linie gemacht hat, welche den Boden, den man ausbrennen will, von demjenigen abſondert, den man erhalten will. Er führet zwo Urſachen davon an; die eine iſt, daß es einem viel daran liegt, daß man ſtets Herr von dem Feuer ſey, und verhindern könne, daß es nicht zu weit gehe, welches man ſich nicht verſprechen könte, wenn der Wind die Flamme vorwärts triebe; die andere iſt, daß das Feuer, da es nicht mit ſo geſchwinder Eile über die Oerter weggeht, die man ausbrennen will, Zeit hat, das gefällete Holz bis auf die kleinſten Würzelchen zu verzehren.

Wenn der Boden wol geſäubert iſt: ſo bauet man die Caſen, deren Pfähle drei bis vier Fuß tief in die Erde geſchlagen werden. Das oberſte Ende iſt ausgekerbet,

da-

damit es das Dachwerk und die Hauptbalken einnehmen könne. Man umgiebt dieſe Gebäude mit geſpaltenen Schilfen oder Palmiſten; man bedecket ſie mit Palmiſtenblättern oder Schilfe. Die erſte Sorge, welche darauf folgen muß, iſt, daß man in die andern Theile des umgerodeten Landes Maiz ſäet; und wenn es ein wenig anſehnlich iſt, ſo pflanzet man Manioc, Pataten, Ignamen und einiges Kräuterwerk darauf. Alle Reiſende reden mit Bewunderung davon, wie leicht und reichlich dieſe Jungfernfelder alles dasjenige wieder geben, was darauf gepflanzet wird. Man unterläßt niemals, Baumſchulen von Orangen- und Citronenbäumen zu machen. Ein wol unterrichteter Einwohner wird die chineſiſchen Orangen allen andern vorziehen; weil auſſer dem Nuzen, den ſie haben, den Negern und den Vorbeigehenden den Durſt zu löſchen, auch die Pferde und die meiſten andern Thiere davon freſſen und fett werden. Man ſezet hinzu, die Bäume, die ſie tragen, machen die beſten Zäune. Sie ſind mit langen und ſtarken Stacheln verſehen, die ſich in einander wickeln, ſo, daß ſie dieſe Hecken undurchdringlich machen. So bald die Schößlinge von den Kernen 9 oder 10 Zoll hoch ſind, ſo hebt man ſie aus der Erde, um ſie an die Oerter zu verſezen, die man damit einfaſſen will. Die

Erfah-

Erfahrung hat ſtets gelehret, daß man ein regnichtes Wetter dazu wählen muß. Man gräbt das Land ungefähr zweimal ſo breit als ein Karſt, an der Seite einer Schnur, um, damit man eine gerade Linie behalte. Man ſezet die Sprößlinge 4 bis 5 Zoll weit von einander, und pflanzet ordentlicher Weiſe zwo Reihen, die ungefähr 2 Fuß breit von einander entfernet ſind. Dieſe Bäume werden dick, wenn ſie wachſen und drängen ſich an einander; ja es geſchieht zuweilen, daß ihre Rinden ſich faſſen und ſich vereinigen, ſo daß ſie endlich nur einen einzigen Körper ausmachen, der ſo platt iſt, wie eine Mauer. Wenn dieſe Orangenbäume allein gepflanzet werden: ſo tragen ſie in 5 oder 6 Jahren Frucht. Stehen ſie hingegen in Zäunen, ſo brauchen ſie 8 bis 10 Jahr, ehe ſie welche bringen. Die einzige Urſache von dieſem Unterſchiede iſt, daß ſie ſich in dem erſtern Falle das ganze Weſen der Erde zu Nuze machen, und ihre Wurzeln breiten ſich ohne Hinderniß aus, zween Vortheile, die ihnen bei dem andern abgehen.

Ein Wohnplaz kann ſich mit einigen von denen Bäumen verſehen, welche die Spanier **Higueros** nennen, und die Franzoſen **Calebaſſiers** (Calebaſſenbäume) genannt haben. Auſſer dem Gebrauche, wozu man ihre Frucht zu verſchiedenen Arten von Geräthe

räthe anwendet, als zu Gefäſſen, Schüſſeln, Löffeln, Kellen, mit einem Worte zu allem Geſchirre der Negern, iſt das Fleiſch von den Calebaſſen auch ein Hülfsmittel für ſo viel verſchiedene Krankheiten, daß es den Beiſtand der Aerzte und Wundärzte erſezet. Der Cocosbaum iſt nicht weniger nüzlich. Man vergißt auch nicht, Datteln zu pflanzen. Da aber die Kerne von denen Datteln, die auf den Inſeln wachſen, nicht aufgehen und Sprößlinge treiben: ſo iſt man genöthiget, ſolche aus der Barbarei kommen zu laſſen. Die **Palma Chriſti**, welche man auf den Inſeln **Carajcat** nennet, iſt in einem Wohnplaze nicht weniger nöthig. Man zieht aus ihrer Frucht ein ſehr ſüſſes Oel, welches ſo durchſichtig iſt, als das Olivenöl und eben ſo gut brennet, ohne zu dampfen. Es wird dem Fiſchthrane in den Lampen der Zuckerſiederei vorgezogen, und ohne zu gedenken, daß es ein weit lebhafteres Licht, mit wenigerm Geruche giebt, ſo dauert es auch viel länger. Ueber dieſes wird es für ein vortrefliches Mittel wider vielerlei Krankheiten gehalten.

In denen Wohnpläzen, die dem Winde gar zu ſehr ausgeſezet ſind, als daß ſie Orangenhecken annehmen könten, machet man welche von Corroſſolbäumen und unſterblichem Holze; und wenn man befürchtet, der Wind möchte ſie am Wachsthum hin-

hindern, ſo decket man ſie mit drei oder vier Reihen Bananasbäumen. Der Corroſſolbaum iſt derjenige, wovon ſonſt unter dem Namen **Guanabo** geredet wird. Wenn man Hecken daraus machen will, ſo ſtecket man die Kerne davon in einer Baumſchule, um die Sprößlinge davon, wenn ſie 14 bis 15 Zoll hoch ſind, auszuheben und nach der Schnur zu pflanzen. Sie kommen ſehr geſchwind fort. Ihre Blätter, die ſehr ſtark und in großer Menge ſind, widerſtehen der Heftigkeit des Windes; und ihr Holz, welches ſehr geſchmeidig iſt, bricht nicht leicht. Um dieſen Hecken eine auſſerordentliche Stärke zu geben, ſo flicht man die erſten Zweige der benachbarten Sprößlinge zuſammen; man bindet ſie ſo gar an einander, ſo lange bis ſie von Natur in dieſer Stellung bleiben. Darauf läßt man ſie ungefähr zween Fuß hoch wachſen, und man fängt wieder an, ſie in einander zu flechten. Dieſe Art ſie zu führen, wird fortgeſezet, ſo lange bis ſie zu der Höhe gekommen ſind, die man ihnen geben will. Alsdann hält man ſich dadurch auf, daß man ſie köpfet, um den Fuß und die Zweige ſtärker zu machen. Nach den Orangenbäumen kommt dieſen Hecken nichts gleich, ein Feld vor der Heftigkeit des Windes zu ſchüzen, vornehmlich wenn man ſie doppelt machet. Allein, obgleich

der Baum ſonſt im dritten Jahre Früchte trägt: ſo brauchet er doch ſechs oder ſieben, wenn er in der Hecke ſteht. Dieß iſt eine allgemeine Beobachtung, daß alle Bäume, die man auf ſolche Art wachſen läßt, doppelt ſo viel Zeit erfordern, ehe ſie Früchte bringen.

Das unſterbliche Holz, wovon man auch Hecken machet, und welches dieſen Namen daher bekommen, weil es lange Zeit dauert, kommt beſſer von den in die Erde gelegten Reiſern, als aus den Kernen fort, und wächſt in allen Arten von Erdreiche. Wenn es ausgeſchlagen iſt: ſo flicht man die Sprößlinge in einander, und bindet ſie zuſammen, damit ſie deſto beſſer in dieſem Stande bleiben. Man köpfet ſie; und ſie machen bald einen um ſo viel ſtärkern Zaun, weil der Stamm und die Zweige des Baums voller kleinen Stacheln ſind. Man bedienet ſich auch noch des **Mediciniars** zu eben dem Gebrauche, welcher Baum nebſt dieſer Eigenſchaft auch noch Purgiernüſſe trägt.

Was darauf zum Aufnehmen des neuen Einwohners dienen muß, iſt in der umſtändlichen Vorſtellung von einem vollſtändigen Wohnplaze enthalten, die man mitgetheilet hat; jedoch mit dem Verhältniſſe welchen der Unterſchied des Fleiſſes und des erſten Vorſchuſſes erfordert. Die Naturgeſchichte wird die Vortheile vollends zu

erkennen geben, welche man von einer ſo ſchönen Unternehmung haben kann, indem ſie noch anderweitige Erklärungen von dem Gewinnſte geben wird, den ſolche bringt.

Wir haben dieſes Capitel mit Fleiß etwas weitläuftig und umſtändlich ausgeführt, weil es unter allen am meiſten practiſch iſt, und vielen Handelsleuten, beſonders denjenigen Teutſchen ſehr nüzlich werden kann, die etwa unter den Engländern jezo die neu eroberten Inſeln möchten bevölkern helfen, weil doch die Franzoſen ſchwerlich da bleiben werden. Da viele Provinzen Teutſchlandes durch Krieg, Soldaten und andere unglückliche Zufälle theils verheeret, theils gedruckt werden: ſo dörfte es an teutſchen Coloniſten nicht fehlen, die ihre unglückliche Wohnſize gegen glücklichere vertauſchen werden, beſonders wenn England nach einem guten Frieden die Fracht und andere Koſten der Ueberfahrt und einigen Vorſchuſſes auf ſich nähme. (*) Erobern ſie vollends Canada, ſo haben die Einwohner von halb Teutſchland daſelbſt Plaz. Wer freilich nichts mitbringt, gewinnſüchtigen und unbarmherzigen Leuten in die Hände geräth und für ſeine Ueberfahrt etliche Jahre dienen muß, der iſt anfangs übel daran, bis

(*) Wie ſie es nach dem Aachener Frieden in Neuſchottland bei Erbauung und Bevölkerung der Stadt Hallifax gethan haben.

bis er diß überſtanden und hätte oft beſſer gethan, wenn er in ſeinem Vaterlande geblieben wäre. Kommt man bei ehrlichen und chriſtlichen Pflanzern zu dienen, ſo iſt es ſo wenig als eine Sclaverei anzuſehen, daß man nicht nur beſſer ſteht, als manche Taglöhner und Geſinde in Europa, ſondern auch nachhero Vorſchuß und alle Hülfe von ſeinen Herrn bekommt, wenn man eine eigene Pflanzung anlegen will und vorhero redlich gedienet hat. Diejenigen, ſo ſolchen Dienſt verſchreyt gemacht, ſind gemeiniglich Taugenichts und Landſtreicher geweſen, denen das Arbeiten in der neuen Welt eben ſo wenig, als in der alten, angeſtanden.

Siebendes Capitel.

Beſchreibung der Inſel Martinique, ihrer Lage, Größe, Bevölkerung, Geſchichte, Beſchaffenheit und Eintheilung.

Namen, Lage und Größe von Martinique.

Martinique, lat. Mittalanea, auf den Holländiſchen Charten Matalino hieß ehemals unter den **Caraiben**, ihren erſten Einwohnern, **Madanina** oder **Matanino**. Sie liegt im 14 Grad 30 Min.

Min. Norderbreite. Man giebt ihr 16 Seemeilen in die Länge und 45 im Umfange: allein dieſe Seemeilen ſind dem P. du Tertre ſo groß vorkommen, daß er glaubt, er könne wol 18 in die Länge und 50 im Umfange rechnen, die Vorgebirge darunter mit begriffen, welche an einigen Orten 2 oder 3 Seemeilen in die See hinaus gehen. Aus eben dieſer Urſache iſt auch ihre Breite ſehr verſchieden. Nach des Ingenieur **Bellins** Charte hat ſie nur 15 Seemeilen in die Länge und wenn man die höchſte Breite nimmt von der **Caravellen**-Spize an, ſo hat ſie nur ſechs und eine halbe Seemeile.

Dieſe Inſel wird wol im J. 1493 zu eben der Zeit, wie **Dominique**, entdeckt worden ſeyn. So viel iſt gewiß daß Chriſtoph Colombo den 13 Juni 1502 daſelbſt anländete und friſch Waſſer einnahm. Er blieb 3 Tage an dieſer Küſte. Nachgehends findt man keine weitere Fußſtapfen von Europäern, auſſer daß die Engländer unter dem Grafen von Cumberland im J. 1593 ebenfals daſelbſt ankerten, ſich 3 Tage aufhielten und Erfriſchung nahmen. Diß mag wol die Urſache ſeyn, warum dieſe Inſel hernach mit 21 andern in die Commiſſion des Grafen von **Carliſle** gekommen, welchem König Carl der I. im J. 1627 die Freiheitsbriefe darüber ausfertigen ließ. Die

Engliſchen Commiſſarien ſtüzten lezthin ihre Forderungen darauf, als wegen der Inſel St. Lucia geſtritten wurde. Die Franzöſiſchen Commiſſarien aber haben vieles und zwar nicht ohne Gründe wider die Entdeckung Cumberlands und die Commiſſion des Carliſle in ihren Memoires eingewendet. (*) So viel hat allemal ſeine Richtigkeit, daß vor der Bevölkerung der Inſel St. Chriſtoph keine Europäiſche Nation in den kleinen Antillen feſten Fuß gehabt, wie oben ſchon gezeiget worden. Alles lief dahinaus, daß die Europäiſchen Schiffe dann und wann ankerten, friſch Waſſer und Holz einnahmen, oder ſich in den Curſen gegen die Spanier daſelbſt verſteckten. Freibeuter und Seeräuber fanden ſich ein, davon einige oft wirklich unter den Caraiben ihre Wohnſize errichteten, gleichwie man wirklich ſchon Franzoſen in St. Chriſtoph, Guadaloupe und Martinique fand, als dieſe Inſeln das erſtemal recht in Beſitz genommen worden.

Bevölkerung und

Martinique wurde von St. Chriſtoph aus, gleich wie alle übrige kleine Antillen, bevölkert. D'Enambüc, der erſte Gouverneur, nahm mit 100 Mann Beſiz davon den 6 Julius 1635; und, nachdem er ſie mit allen Nothwendigkeiten verſehen, ver-

(*) Tom. I. Part. II. pag. 18. ſ. et 29.

verſchafte er ihnen den ruhigen Beſitz davon und ließ den **dü Pont** zu ihrem Befehlshaber zurück. Die Inſel war damals von den Caraiben, oder Wilden, bewohnt, welche, ob ſiegleich nach dem **Laet** die ſchlimmſten unter allen waren, die Franzoſen anfänglich doch wol aufnahmen: allein ſie kehrten bald das rauhe gegen ſie heraus und bekriegten ſie öffentlich. Im J. 1636 im Brachmonat kam es wieder zum Frieden, der aber 1639 ſchon wieder gebrochen, jedoch den 24 Jäner des folgenden Jahrs wieder erneuert wurde.

Nachdem d'Enambůc im December des J. 1636 geſtorben war, ſo wurde ſein Neffe der Herr **dü Parquet** zum Generalgouverneur von Martinique und den dazu gehörigen Inſeln, als **St. Lucia**, **Grenada** und den **Grenadinen** beſtellt. Dieſe Colonien befanden ſich damals ſchon über 7000 Einwohner ſtark: allein die Wilden thaten ihnen alles Herzeleid an, ob man gleich öfters den Frieden mit ihnen erneuerte. Im J. 1646 ermordeten die Wilden von **St. Lucia** das Schiffsvolk von 3 Franzöſiſchen Fahrzeugen, die nach Martinique gehörten. Als ſich die Franzoſen rächten und in **Dominique** einige Wilden erſchlugen, ſo ermordeten dieſe hierauf alle Franzoſen, die ſie auf der Inſel **Marie galante** fanden. Darauf kam es zu einem allgemeinen Krieg, der haupt- Geſchichte derſelben.

ſächlich daher rührte, weil ſich die Franzoſen auf erſt beſagten Inſeln zu weit ausbreiteten. Er fieng im Jahr 1654 an, das Blut floß auf beiden Seiten Strömeweis. Mit Martinique kam es aufs äuſerſte. **Dü Parquet** wurde in ſeiner eigenen Wohnung von einer kleinen Caraibiſchen Armee belagert, die alles verwüſtete und ihn zur Uebergab gezwungen hätte, wenn nicht eine Holländiſche Flotte, ſo die ganze Inſel im Feuer antraf, ihm unvermuthet Hülfe zugeſchickt hätte. Die Franzoſen thaten hierauf verſchiedene glückliche Angriffe und trieben die Caraiben aller Orten, auch ſelbſt auf den Inſeln **Dominique**, **St. Vincent** und **Grenade**, zurück, welches die Wilden zu einem neuen Frieden vermochte. Unterdeſſen fiengen ſie doch gleich wieder Händel an und überfielen den 6 Novemb. 1656 die Barke des Herrn dü Parquets ſelbſt. Den 29 Auguſt des folgenden Jahrs kam es noch weiter, als viele flüchtige Neger auf der Inſel Martinique ſich zu ihnen ſchlugen: aber auch hier wurden ſie wieder abgetrieben und ſie verlangten den 8 October Frieden. Allein noch vor Ende deſſelben Jahrs giengen die Feindſeligkeiten von neuem an, und gaben gar zu einem gefährlichen Aufſtand in Martinique Gelegenheit, welches dem Hrn. dü Parquet ſo nahe gieng, daß er aus Kummer den 3 Jäner 1658 den Geiſt aufgab.

gab. Jedoch hatte der Krieg einen guten Fortgang auf Seiten der Franzoſen, die es endlich dahin brachten, daß ſie die Wilden im J. 1658 gånzlich von der Inſel vertrieben, wo ſie ſich bishero nimmer haben ſezen kônnen. Dann obgleich der Krieg auſſerhalb noch einige Jahre mit den Wilden daurte: ſo wurde doch bei dem allgemeinen Frieden, der 1660 auf der Inſel Guadaloupe zwiſchen den Wilden und allen ſo wol Franzôſiſchen als Engliſchen Antillen geſchloſſen wurde, von den Franzoſen zu Martinique ein beſonderer Artikel und Bedingung angehångt, kraft deſſen die Wilden niemals wieder nach Martinique kommen ſollten. (*)

Ehmalige Beſizer der Inſel Martinique.

Als die Franzoſen unter dem d'Enambůc Martinique in Beſiz genommen, ſo gehôrte dieſe Inſel der erſten Franzôſiſchen Compagnie von Weſtindien, die den 31 October 1626 errichtet, den 24 April 1627 ihre Freibriefe bekam, und den 8 Mårz 1635, als

(*) S. Du Tertre Hiſt. des Antilles T. I. pag. 546. 573. S. auch die Memoires des Commiſſaires françois T. I. 2 Part. pag. 55. & 219. Es haben daher verſchiedene Schriftſteller gefehlt, die Martinique ſo wol von Franzoſen als Caraiben noch bis jezo als bewohnt angegeben, wie die allgemeine Geſchichte von Amerika im 2ten Th. S. 830. und Hr. Ludovici im allgem. Kaufmanns Lexicon unter dem Artikel Martinique, nebſt andern.

als eben die Inſel in Beſiz genommen ward, beſtåtiget wurde. Dů Parquet wurde nach d'Enambůcs Tod den 2 December 1637 General Gouverneur, welcher hernach der erſtbemeldten Compagnie den 27 Sept. 1650 ſo wol die Inſel Martinique, als auch Ste Lucie, Grenade und die Grenadinen für 60000 Liv. abhandelte und als ſein Eigenthum beſaß. Er hinterließ nach ſeinem Tod eine Witwe und 2 unmůndige Sőhne, denen das Eigenthum dieſer Inſel im J. 1658 beſtåtiget wurde, gleichwie auch die oberſte Befehlshaberſtelle, die aber bei der Minderjåhrigkeit der Sőhne der Herr von Vanderoque unterdeſſen als Vormůnder zugleich ůber ſich nahm. Da aber die Eigenthůmer der geſamten Franzőſiſchen Inſeln dieſelbe nicht recht bevőlkerten, auch in keinen guten Zuſtand ſezten, obgleich die Familie des Dů Parquets mehr als eine Million Liv. nur auf Grenade und Ste Lucie verwendet: ſo lőſte man die Inſeln wieder ein und gab den Eigenthůmern den Kaufſchilling und andere ausgelegte Summen wieder zurůck, wodurch die zweite Handlungsgeſellſchaft 1664 zu Stande kam, welcher dieſe Inſeln ůbergeben wurden, nachdem die Familie des Dů Parquets bei der Abrechnung weiter nicht als hundert und 20000 Liv. erhalten. Weil auch unter dieſer Geſellſchaft die Befeſtigung der Inſeln und die Verſicherung des Han-

Handels vernachläſſiget wurden, ſo kam im Monat Dec. 1674 ein königlicher Befehl heraus, wodurch Martinique nebſt den übrigen Inſeln zu den Domainen der Krone gezogen worden, nachdem man der Geſellſchaft ihre Auslagen vergütet und ſelbſt ihre Schulden bezahlt hatte. Hierauf kam alles in beſſern Zuſtand. Man legte verſchiedene Forts an und richtete alles zum Vortheil der Handlung und einer daurhaften Beſizung dieſer Inſel ein, wodurch ſie die vornehmſte unter allen Franzöſiſchen Antillen geworden. Das im J. 1645 daſelbſt errichtete höchſte Gericht, welches alle Sachen ohne weitere Adpellation ſchlichtet, nebſt dem Siz des Generalgouverneurs und Intendanten aller Franzöſiſchen Antillen, trug auch vieles zur Aufnahme von Martinique bei.

Allgemeine Vorſtellung u. Beſchaffenheit von Martinique.

Laßt uns nun dieſe Inſel überhaupt vorſtellen. Sie hat erſtlich die ſchönſten Buchten, oder wie ſie hier heiſſen, Säcke, auf den Antillen, die zu Guadaloupe nicht ausgenommen. Hernach iſt das Land ſelbſt ziemlich eben; und man braucht keiner beſchwerlichen Arbeit, die Wege bequem zu machen. Die Säcke von Cabesterre zeigen an vielen Orten Erdzungen eine halbe Seemeile breit, welche ungefähr eine Seemeile weit in das Meer hinaus gehen. Das niedere Land iſt ſehr mit Hügeln und Bergen

gen beſezt, welche gleichwol wohnbar und fruchtbar ſind, aber doch nicht ſo ſehr, als die kleinen Ebenen, die Gegenden des platten Landes und die ſchönen Gründe, die ſich långſt den Flüſſen befinden. Faſt der ganze Boden iſt kieſigt, und gleicht dem zermalmten Bimſteine, welches machet, daß er auf den erſten Anblick unfruchtbar ausſiehet. Wenn indeſſen dieſes Land einmal den Regen eingeſogen: ſo erhålt es ſich weit långer friſch, als ein ſtårkeres Land. Alles was man daſelbſt pflanzet, breitet ſeine Wurzeln weiter aus und zieht mehr Nahrung an ſich. Dieſe ganze Inſel wird von mehr als 40 Flüſſen gewåſſert, wovon einige ziemlich lange ſchiffbar ſind, einige aber auch wieder vertroknen. Die gute Gelegenheit zu ankern und die Sicherheit der Rheeden und Håfen haben zur ſchnellen Bevölkerung dieſer Inſel vieles beigetragen. Alle Schiffe, die auch nach den andern Inſeln gehen, lånden gerne daſelbſt an; und weil die Einwohner im Anfange etwas von der Großmuth und Gütigkeit ihres Herrn, des dü Parquets, an ſich hatten: ſo empfiengen ſie die Fremden mit ſo guter Art, daß viele daſelbſt geblieben, die nur auf eine kurze Zeit die Inſel beſuchen wollten, ob ſie gleich in etwas von den vielen Schlangen, die auf der Inſel waren, abgeſchreckt worden. Ein zweiter Vortheil, der nicht weniger ſchåzbar

bar iſt, beſteht darinnen, daß ſie den Orcanen ſehr wenig unterworfen iſt. Wie dann oft 15 und mehr Jahre vorbeigehen, ehe ſich ein heftiger einſtellt. Im J. 1757 nahm ſie doch deßhalb ſehr großen Schaden, indem viele Wohnpläze und Zuckerpflanzungen, auch ſelbſt eine ziemliche Anzahl Menſchen zu Grunde gieng. Es gibt übrigens auch hohe Berge und Felſen auf der Inſel, die von niemand als den Schlangen, und andern wilden Thieren bewohnt werden. Jedoch ſind die Berge mit ſchönen Waldungen bedeckt, deren Bäume die europäiſchen an Höhe und Dicke weit übertreffen, auch Früchte und Eicheln im Ueberfluß tragen, welche den wilden Schweinen und Vögeln zur Nahrung gereichen.

Luft u. Krankheiten auf der Inſel.

Die Luft iſt ziemlich geſund auf der Inſel, beſonders an den Hügeln und Bergen, wo der beſte Taback wächſt. In den Thälern will man ſie nicht ſo rühmen, da die Leute eine üble Geſichtsfarbe zum Theil bekommen. Die Neuankommenden, welche dieſe Luft noch nicht gewohnt ſind, werden mit Magenbeſchwerung, als einer auf dieſer Inſel gewöhnlichen Krankheit, befallen. Das Siamiſche Uebel hatte ehedeſſen auf der Inſel, gleichwie auch auf andern Inſeln, ſehr gewütet. Dieſe Krankheit, welche daher ſo genannt wurde, weil ſie nicht eben von Siam, ſondern nur durch ein Schiff,

das die Ueberbleibſel von den Niederlaſſungen Mierguy und Bancok daher brachte, und zu Braſilien angelegt hatte, wo einige Leute von dem Schiffsvolke ſolches bekommen, nach Martinique gekommen war, wo ſie in 7 bis 8 Jahren gewaltig aufräumte, war um ſo viel gefährlicher, weil man kein Hülfsmittel darwider wußte, noch auch deren Beſchaffenheit recht kannte. Die Zufälle derſelben waren ſo mannigfaltig, als die Temperamente der Kranken. Gemeimeiniglich fieng ſie ſich mit ſtarken Kopf- und Nierenſchmerzen an, worauf bald ein ſtarkes Fieber folgte, ſo ſich aber nicht allemal gleich öffentlich zeigte. Oftmals kam ein Bluten aus allen Gängen des Leibes, und ſogar durch die Schweißlöcher, dazu. Zuweilen gab man ganze Haufen Würmer von verſchiedener Größe und Farbe von ſich. Bei einigen wuchſen unter den Achſeln Knollen voll ſchwarzen und verderbten Blutes, oder voller Würmer. Der Tod folgte gemeiniglich den 6 oder 7 Tag darauf. Zuweilen fiel man ohne weitere Vorherempfindung, als einen leichten Kopfſchmerz, auf der Gaſſe todt darnieder; und diejenigen, welche ſo grauſam überfallen wurden, bekamen eine Viertel Stunde darnach ganz ſchwarzes und faules Fleiſch. Die Engländer, welche damals während dem Krieg auf der Inſel gefangen waren, brachten dieſe

Krank-

Krankheit hernach auf alle ihre Inſeln. Sie kam auch zu den Spaniern und Holländern. Endlich ſcheint ſie ſich geſchwächt zu haben, weil man den Herrn **de la Condamine** 1735 innerhalb 24 Stunden, und durch ſehr ſchlechte Mittel davon hat geneſen ſehen. Sie kam gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auf die Inſel.

Die meiſten Häuſer der Inſel beſtehen aus Holz und ſind ſehr bequem und artig erbauet. Die wichtigſten ſtehen auf Anhöhen oder **Mornen**. Dieſe vortheilhafte Lage trägt nicht wenig zur Geſundheit derer bei, die darinnen wohnen. Die Häuſer werden auch deßwegen auf Anhöhen gebaut, weil die Flüſſe in den Thälern oft großen Schaden anrichten, wenn ſie aus ihren Ufern treten. Sie reiſſen alsdann Bäume um, ſpülen die Felſenſteine loß, und überſchwemmen die Felder; ſtürzen auch nicht ſelten die auf der Ebene befindlichen Häuſer über den Haufen. Häuſer.

Die Menge der Einwohner, die das Land bewohnen und anbauen, iſt ziemlich angewachſen; man ſchäzt die Weiſſen über 12000 Seelen und die Neger, oder Schwarzen etlich und 20000. Die vortheilhafte Lage der Inſel hat, wie ſchon gemeldt, vieles zu dieſer Vermehrung beigetragen: denn faſt alle franzöſiſche und holländiſche Schiffe richten ihre Fahrt ſo ein, daß ſie daſelbſt Anzahl der Einwohner.

an-

anlanden. Der Siz des ſouverainen Conſeils, deſſen Gerichtsbarkeit ſich nicht allein über alle die andern franzöſiſchen Antillen, ſondern auch über St. Domingo und la Tortue erſtrecket, ziehet auch viele Einwohner und Fremde dahin.

Eintheilung der Inſel in Kirchſpiele.

Die Franzoſen bewohnten anfänglich nur Baſſeterre, oder das niedere Land von Martinique, die Wilden aber hatten das obere, oder Cabesterre inne. Ob ſie gleich durch hohe Gebirge vön einander abgeſondert waren, ſo hinderte diß die Wilden doch nicht, wie wir ſchon gezeigt haben, die Franzoſen zum öftern zu überfallen. Die Inſel wird in gewiſſe Kirchſpiele, oder Viertel eingetheilt, deren Anfangs viere waren, als le **Precheur**, oder der **Prediger**, das Fort St. **Pierre**, **Carbet** und **Caſe Pilote**, die alle in Baſſeterre liegen. Ob gleich ſchon im J. 1650 das niedere Land allenthalben bewohnt war, ſo gehörten ſie doch insgeſamt dahin. Als aber die Wilden vertrieben waren, ſo wurden in Cabesterre noch verſchiedene Kirchſpiele errichtet, die wir jezt nach einander durchgehen wollen. So bald die Inſel ein wenig angebauet war, ſo ritt man leicht in alle Viertel, auch die von Cabesterre nicht ausgenommen.

Das Prediger Kirchſpiel.

Wir wollen die Kirchſpiele in Baſſeterre zuerſt durchlaufen und mit dem **Prediger**viertel den Anfang machen. Es hat ſeinen Na-

Namen von einem Felſen im Meere, gegen ſeine Spize zu, auf welchem man noch einen zweiten weit erhabnern ſieht, der von Ferne die Geſtalt eines Predigers auf der Kanzel vorſtellet. Die Pfarre daſelbſt hat von St. Joſeph den Namen, und wird von den Dominicanern bedient. Dieſes Viertel hat ziemliche Gebirge, jedoch auch einen ſehr ebenen Grund. An dem Abhang der Berge findet man ſchöne Wohnpläze. Diß Viertel iſt mit verſchiedenen Flüſſen durchwäſſert, davon die vornehmſten der weiſſe Fluß, des kleinen Königs- und der Predigerfluß. Bei der Seronsbucht und hinter den Predigerfelſen iſt ein ziemlicher guter Ankergrund, gleichwie auch in der Waſſerſchlangenbucht, wo eine Batterie ſteht.

Das Kirchſpiel und Fort St. Pierre.

St. Pierre iſt eines der ältiſten und anſehnlichſten Viertel auf der Inſel, ſowol wegen dem guten Hafen und Rheede die es hat, wo die meiſten Schiffe einlaufen, als auch wegen der Stadt und dem Fort, ſo darin erbauet, und in neuern Zeiten ſtarken Zuwachs erhalten. Labat giebt folgende Beſchreibung davon. Die Stadt St. Pierre hat ihren Namen von dem Fort, welches 1665 unter der Gewalt der zweiten Compagnie der Antillen erbauet worden. Sie iſt ein länglichtes Viereck, deſſen eine lange Seite an dem Ufer des Meeres iſt, und die

Rheede vertheidiget. Die entgegen geſezte Seite iſt auf dem Waffenplaze. Sie wird von zween runden Thürmen mit Schießſcharten flanquiret, wovon jeder 4 Stücke enthalten kann. Die Mauer, welche an dieſe Thürme ſtößt, iſt voller Schießlöcher, ohne Graben, ohne bedeckten Weg und Paliſſaden. Eine von den kleinen Seiten, welche nach Weſten geht, hat den Fluß Roxelane neben ſich, der jezo St. Peters, oder des Forts Fluß genennet wird, und zeiget auch einige Canonen, welche die Rheede beſtreichen. Das Thor des Fortes iſt an der Oſtſeite. Es iſt durch einen langen Hof, der gegen das Meer zu gemauert, mit Schießlöchern, und an der Seite des Plazes palliſadirt iſt, offen. Die Seite des Hofes, welche dem Thor gegenüber iſt, wird von einem Wachthauſe und einer Capelle eingenommen. Dieſes Fort wird von allen Seiten beſtrichen, die Seeſeite ausgenommen. Da der Orcan von 1695 die Hälfte von dieſer Seite nebſt der Eckbatterie weggeriſſen hat, welche am Fluſſe war: ſo hat man nur die Mauer wieder aufgeführet, und eine Plattforme an der Ecke ſtatt der Gebäude gemacht, die man daſelbſt aufgeführet hatte, und wovon ein Theil dem Generalſtatthalter zur Wohnung dienete. Der Waffenplaz iſt ein Viereck von 50 Toiſen ungefähr. Man begreift leicht,

daß

daß das Fort eine Seite davon ausmachet. Die drei andern ſind mit Häuſern umgeben, nebſt 5 Straſſen, die darauf zugehen, und die Stadt ausmachen.

Sie kann in drei Viertel eingetheilet werden. Das mittlere, welches eigentlich St. Pierre heißt, fängt ſich bei dem Fort und der Pfarrkirche gleiches Namens an, welche die Jeſuiten verſehen, und geht bis an das Gebirge, welches an der Weſtſeite iſt, wo man eine verdeckte Batterie von 11 Canonen findet, die St. Nikolasbatterie genannt. Der ganze Raum zwiſchen dieſer und der St. Robertsbatterie, welche an dem Ende der Weſtſeite iſt, machet das zweite Quartier, welches man **le Mouillage**, den Ankerplaz, genannt hat, weil ſich vor dieſem Theile der Stadt alle Schiffe vor Anker halten. Sie ſind daſelbſt mehr bedeckt, als vor dem Fort. Die Kirche der Jacobinen, welche U. L. F. von gutem Hafen gewidmet iſt, dienet zur Pfarrkirche für dieſes Viertel und für die Einwohner der kleinen Gebirge, welche man auf den franzöſiſchen Inſeln **Mornes** nennet. Das dritte Viertel, die Galeere genannt, zeiget eine lange Straſſe, welche von dem Fort bis an den Fuß einer geſchloſſenen Batterie, die an der Mündung des Jeſuitenfluſſes iſt, längſt der See hingeht. Dieſes Viertel iſt auch ihr Kirchſpiel. Bei Labats Ankunft

zählete man in beiden Kirchſpielen, welche dieſe drei Viertel ausmachen, ungefähr 2400 Communicanten, nebſt einer gleichen Anzahl Negern und Kinder, die Soldaten und Flibuſtier mit darunter begriffen.

Die Pfarrkirche zu St. Peter iſt von Mauerwerke; das Portal von gehauenen Steinen, nach der doriſchen Ordnung mit einer attiſchen zum andern: man wirft aber der Zeichnung beträchtliche Fehler vor. Dieſes Gebäude iſt 120 Fuß lang, und 36 breit. Zwo Capellen endigen das Kreuz. Die Altäre, die Bänke und der Predigtſtuhl ſind von gutem Geſchmacke, und der Gottesdienſt wird darinnen mit Wohlſtande verrichtet. Die Häuſer des Intendanten und beſondern Statthalters, das Gerichtshaus, das Gefängniß, die Oefen, und die Magazine, die Einnahmeſtuben, das Kloſter der Urſulinerinnen, eine anſehnliche Rafinerie und die vornehmſten Kaufleute, ſind in dem St. Peters Kirchſpiele. Die Kirche zu St. Dominicus, welche für den Ankerplaz zur Pfarrkirche dienet, iſt auch gemauert. Ihr Portal iſt ſchlecht. Die Kirche iſt mitten auf dem Gottesacker, welcher rund herum mit Mauern umgeben iſt, und deſſen Thüre auf die Hauptſtraſſe des Ankerplazes oder Mouillage geht. An der Seite des Gottesackers findet man eine Allee von Orangebäumen, die nach dem Kloſter füh-

führet, welches ungefähr 300 Schritte weit davon iſt. Sie wird von zween andern durchſchnitten, welche 100 Schritte lang ſind. Ein Maaßſchritt zu Martinique iſt vierthalb pariſer Fuß. Dieß war damals die ganze Breite dieſes Stücks, welches man auszubreiten nicht unterlaſſen hat, wenn ſich Gelegenheit dazu gewieſen. Das Kloſter, welches dieſe Allee endiget, beſteht in einem viereckigten Gebäude von 30 Fuß, welches einen Saal, drei kleine Zimmer oben, und eben ſo viel unten enthält. Hinter dem Hauptgebäude und zu beiden Seiten geben zwei abgeſonderte Gebäude die andern Bequemlichkeiten. Ueber allen dieſen Gebäuden hinaus war ein Viereck von der ganzen Breite des Plazes durch doppelte Alleen von Orangenbäumen eingeſchloſſen, welche den Garten in ſich hielten. Seit 2 oder 3 Jahren aber beſtund er nicht mehr. Eine Waſſerfluth, die von dem Gebirge kam, hatte eine Menge Steine und Erde mitgenommen, welche das Kloſter bis auf 4 Fuß hoch angefüllet hatten. Es blieb nur ein kleiner Küchengarten an der Seite des Hauptgebäudes, nebſt einem Dattelbaume, einigen Abricoſenbäumen von St. Domingo und andern Bäumen übrig.

Der Garten des Intendanten ſtößt an ein Kloſter Urſulinerinnen, die urſprünglich von St. Denis in Frankreich ſind, welche

Koſtgängerinnen annehmen, und die jungen Mägdchen aus dem Flecken unterrichten. Sie ſtehen unter der Führung der Jeſuiten. Dieſes Kloſter gehörete vordem den Kloſterfrauen vom dritten Orden des heiligen Dominicus.

Die Jeſuiten haben an dem Fluß, ſo nach ihnen heißt, ein ſchönes Gebäude von Stein, ſo auch zugleich zur Befeſtigung dient. Die Zugänge ſind ſchön, nicht weniger die Gärten, womit es umgeben iſt. Es iſt auch hier ein Weinberg angelegt worden, welcher Trauben genug träget, um Wein daraus zu machen.

Carbet Kirchſpiel.

Weiter gegen Süden liegt das Kirchſpiel **Carbet.** Dieſes Quartier hat ſeinen Namen von den Caraiben beibehalten, welche ehedem einen ihrer größeſten Flecken, und ein Verſammlungshaus, ſo ſie Carbet nennen, darin gehabt. Der Gouverneur hat lange Zeit ſeinen Siz darin gehabt, daher es auch das **Herrnviertel** genennet worden. Als dü Parquet ſeine Wohnung hier aufgebaut, ſo kamen die Caraiben, die niemals dergleichen Haus geſehen, haufenweiſe herbei und verſuchten es zu erſchüttern: als dieſes nicht angehen wolte, geſtunden ſie, daß dergleichen Wohnungen auch wider alle Orkane geſichert ſeyn müßten. Dieſes Haus iſt nicht weit von der Rheede, woſelbſt nun auch eine Batterie errichtet worden. Es geht

geht ein ſchöner Fluß durch das Viertel, welcher ſich in zween Arme theilet, und eine kleine Inſel bildet, wo dieſer General ſein Haus hatte, das er nachher den Jeſuiten gab. Es ſind angenehme Gärten herum, welche mit allerhand fruchtbaren Bäumen und Seltenheiten des Landes bepflanzet ſind. Die Pfarrkirche in dieſem Viertel iſt dem H. Jacob geweihet, und wird von den Jeſuiten beſorgt. Der Fluß Carbet fließt hier vorbei. Auf der Abendſeite iſt die Bucht *a la Touche*, und gegen Süden liegt ein Vorgebirg, darauf der Ochſenberg ſehr groß.

Kirchſpiel Caſe Pilote.

Das nächſte Kirchſpiel dabei heißt **Caſe Pilote**. Es hat einen Flecken und eine Kirche, die der H. Jungfrau geweihet iſt und von den Jeſuiten bedienet wird. Der Ort hat ſeinen Namen von einem caraibiſchen Heerführer, der ehedem daſelbſt gewohnet, und den Franzoſen zu Ehren den Namen **Pilote** angenommen hatte. Er war ein treuer Freund von dem du Parquet, und gab ihm beſtändig von allem Nachricht, was ſeine Landsleute für Anſchläge wider die Franzoſen hegeten. In dieſem Viertel liegt auch Caſe Capot, oder der Grund Capot, welches eine ſchöne Savanne, ſo auf einer Seite mit einem Fluß gleiches Namens, auf der andern Seite aber mit verſchiedenen angenehmen Wohnungen begrenzt iſt. Sie

iſt von zwo Seemeilen und dienet vielem Viehe zur Weide. Der Boden iſt übrigens meiſtens erhaben und durch Gründe abgeſondert, worauf man viele **Canificiers**, oder Caſſienbäume, ehmals pflanzte, jezo aber die Zuckerröhre vorzieht. Gegen der Rheede zu iſt der Grund ziemlich eben. Weiterhin iſt der Negerncaſefluß, ſo beſtändig Waſſer giebt.

Kirchſpiel Fort royal.

Weiter gegen Süden gelangt man an die **Negernſpize**, die an der großen Königl. Bucht (Cul de ſac royal) liegt, und ſchöne Zuckerwerke hat, worauf das Kirchſpiel **Fort royal** ſelbſt folget, das wegen ſeinem Hafen **Carenage**, der bei allen Völkern berühmt, merkwürdig iſt. Die Holländer verfügten ſich ſonſt auf ausdrücklichen Befehl von ihren Generalſtaaten im Brach-Heu- und Augſtmonate dahin, um die Wuth der Orkane zu vermeiden. Sonſt ſcheiterten die Schiffe an den Küſten der übrigen Inſeln in Menge; wie dann nur 1650 28 Schiffe auf der Rheede St. Chriſtoph mit allen Waaren und Leuten zu Grunde gegangen, von welch leztern nur der berühmte **Ruyter**, nachmaliger Admiral der vereinigten Niederlande, gerettet wurde, von welchem gleich ein mehreres. Nachdem aber der General dü Parquet die Hauptleute eingeladen hatte, ſich dahin zu begeben, und aus bloſſer Großmuth ohne etwas zu for-

fordern, dieſen Hafen allen Nationen gemein gemacht: ſo hat man nicht mehr ſo häufige Schiffbrüche geſehen. Dü Parquet ſezte einen erfahrnen Piloten nach Carenage, welcher den Fremden große Dienſte geleiſtet. Die Stadt und **Fort Royal** iſt der zweite Hauptort nach St. Pierre auf der Inſel. Zu Labats Zeiten arbeitete ein geſchickter Ingenieur, H. von Caylus aus Languedoc an der Befeſtigung dieſes Plazes, und wenn man ihm gefolgt hätte, ſo würde der Ort faſt unüberwindlich worden ſeyn. So aber hatte ſie verſchiedene Mängel. Man beſchuldigte einen andern Ingenieur, Blondel, welchem aufgetragen worden, den Riß auszuführen, den ein geſchickter Mann, Payen, im 1675 Jahre entworfen hatte, daß er einen andern dafür an die Stelle geſezet, unter dem Vorwande, übermäſſige Unkoſten zu vermeiden, und weiter nichts damit ausgerichtet, als daß er ſie nur durch Fehler vermehret, die eine erſtaunliche Arbeit und unermeßliche Summen gekoſtet haben, ohne daß es möglich geweſen, ſie völlig wieder gut zu machen.

Die Feſtung liegt auf einer Höhe in Geſtalt einer Halbinſel, die aus einem zarten Felſen oder Tufſteine beſteht, der ſich ſehr leicht graben läſt, wenn man ein wenig unter ſeine Oberfläche kommt. Dieſer Boden Fort royal.

iſt ungefähr fünfzehen bis achtzehen Toiſen hoch über das Meer erhaben, welches ihn auf allen Seiten umgiebt, eine kleine Erdzunge ausgenommen, die ihn an die Inſel hängt und achtzehen bis zwanzig Toiſen breit iſt. Bei dem Angriffe der Holländer 1674 hatte dieſer Erdklumpen, den man ſchon damals Fort royal nennete, zu aller Befeſtigung nur ein doppeltes Pfahlwerk, welches dieſe kleine Zunge unten mit einer andern Reihe auf der Höhe ſchloß, und zwo verdeckete Batterien, eine auf der Spize, die Einfahrt in den Hafen zu vertheidigen, welchen man **le Carenage** nennet, und die andere auf der Seite der Rheede. Der Boden, worauf jezo die Stadt ſteht, war ein Moraſt voller Schilf. Man ſah nur bloß einige ſchlechte Hütten daſelbſt, welche zu Magazinen für Kaufmannswaaren dieneten, wenn die Schiffe währender Zeit der Orcane in dem Carenage waren.

und deſſen Angriff von Ruytern.

Der Angriff der Holländer unter des Admiral Ruyters Anführung wurde Labat von einer ſo großen Anzahl Augenzeugen, ohne die geringſte Veränderung der Umſtände erzählet, daß man ſeiner Erzählung mehr Glauben beimeſſen muß, als den damaligen Zeitungen. Alles iſt ſonderbar bei dieſer Begebenheit. Die Magazine waren voller Brantewein und Wein, als Ruyter ſeine Truppen unter der Anführung des Grafen

von Stirum an das Land ſteigen ließ. Seine Soldaten, welche keinen Widerſtand antrafen, fiengen an zu plündern, und ſoffen mit ſo weniger Mäßigung, daß ſie nicht mehr im Stande waren, auf einem Beine zu ſtehen, als man zum Sturme marſchiren mußte. Es fanden ſich in dem Carenage eine Flüte von zwei und zwanzig Canonen und ein Schiff des Königes von vier und vierzig, welches der Marquis von Amblimont, des Grafen von Blenac Nachfolger in der Generalſtatthalterſchaft über die Inſeln, führete. Dieſe beiden Schiffe macheten ein ſo erſchreckliches Feuer auf dieſe Beſoffenen, die bei jedem Schritte fielen, daß ſie ihrer über neunhundert erlegeten. Ihr Haupt war mit unter der Anzahl. Das Feuer aus den Schiffen, welches von dem aus den Palliſaden unterſtüzet wurde, zwang den Officier, welcher dem Grafen von Stirum gefolget war, den Rückmarſch ſchlagen zu laſſen. Er machte einen Wall von denen Tonnen, die ſeine Leute ausgeleeret hatten, um einen Theil von den Lebendigen und Verwundeten zu bedecken, und ihnen Zeit zu laſſen, ihren Rauſch auszuſchlafen. Ruyter, welcher den Abend an das Land kam, nachdem er den ganzen Tag dieſen Felſen beſchoſſen, erſtaunete überaus ſehr, da er über fünfzehenhundert Holländer getödtet oder verwundet ſah. Er faſſete auch

ſogleich den Entſchluß, eine ſo ſchädliche Unternehmung zu verlaſſen, und ſeine übrigen Leute bei der Nacht einzuſchiffen.

Zu gleicher Zeit ließ der Statthalter der Inſel (*) ſeinen Rath zuſammen kommen, worinnen man beſchloß, das Fort zu verlaſſen, nachdem man das Geſchüz vernageln laſſen. Denn da der Feinde ihres den größten Theil der Verſchanzungen niedergeworfen: ſo war zu befürchten, man möchte beim Sturme nicht widerſtehen können, wenn die Holländer ihren Weinrauſch vollends ausgeſchlafen hätten. Dieſer Entſchluß aber konte nicht ſo ſtille ausgeführet werden, daß ſie nicht ein großes Geräuſch in dem Fort höreten. Sie hielten ſolches für das Vorſpiel von einem Ausfalle, deſſen Wirkungen Ruyter in dem Zuſtande fürchtete, worinnen ſeine Leute annoch waren. Ein Theil war ſchon wieder eingeſchiffet. Das Schrecken breitete ſich unter die andern aus. Sie warfen ſich mit ſolcher Eilfertigkeit in die Schaluppen, daß ſie ihre Verwundeten, ihre Kriegesgeräthſchaft und ſogar einen Theil ihres Gewehres zurück ließen, unterdeſſen daß die Belagerten, welche ebenfalls durch das Geräuſch, welches ſie höreten, beunruhiget wurden, und es für

(*) Herr de Sainte Marthe. Der Generalſtatthalter war damals Herr de Baas.

für den Marſch des Feindes hielten, der zum Sturme anrückete, nicht weniger eileten, in ihre Canote zu kommen. Da endlich dieſes gegenſeitige Schrecken beide in die Flucht getrieben: ſo blieb nur ein Schweizer in dem Fort, welcher ſich den Abend beſoffen hatte, worauf er ganz ruhig ſchlief und nichts von demjenigen hörete, was um ihn herum vorgieng; ſo daß er ſich bei ſeinem Aufwachen ſehr verwunderte, da er ſich als ruhigen Beſizer dieſes Poſten, ohne Freunde, wie ohne Feinde, ſah. D'Amblimont, welcher von dieſem doppelten Rückzuge nicht benachrichtiget war, fieng mit anbrechendem Tage an, ſein Geſchüz wiederum ſpielen zu laſſen. Da er aber niemanden im Fort zum Vorſcheine kommen ſah, und in dem Lager des Feindes nichts mehr hörete, welches er wegen des Schilfes nicht ſehen konte: ſo ſchickete er einen Sergenten mit einigen Soldaten an das Land, um Erkundigung einzuziehen. Dieſe wenige Mannſchaft fand nur Todte, Verwundete und einige Beſoffene, welche noch in den Magazinen ſchliefen. Er meldete es dem Hauptmann, der ſogleich mit allen Truppen, die er am Borde hatte, Beſiz von der Feſtung nehmen ließ. In eben dem Jahre fieng man Werke an, wovon noch ein Theil ſteht, und die vornehmlich aus vielen Batterien beſtunden, welche die gan-

ze Spize umgaben und die Rheede, die Fahrt und die Bay beſtrichen.

Heute zu Tage iſt die Erdzunge, welche die Halbinſel, worauf das Fort ſteht, mit dem Lande der Inſel zuſammenhångt, mit zwoen kleinen Halbbaſteien und einem ſehr kleinen halben Monde befeſtiget, welcher die Courtine nebſt einem mit Seewaſſer angefůlleten Graben, einen verpalliſadirten verdeckten Weg und ein Glacis decket. Das Thor des Fortes iſt in der Seite der Halbbaſtei nach dem Hafen zu, mit einer ſehr engen Treppe, die zu einer Platteforme fůhret, welche mit einigen Stůcken beſezet iſt. Zu Ende dieſer Platteforme låßt eine andere Treppe noch eine andere finden. Die ganze Seite, welche nach dem Hafen zugeht, iſt mit einer doppelten Mauer verſchloſſen. Die Seeſeite hat nur eine Bruſtwehr mit Schießſcharten. Man hat ůber dem Thore noch eine dritte Platteforme mit Geſchůze gemacht, um eine Hőhe beſchießen zu kőnnen, welche die Feſtung von der andern Seite des Hafens beſtreicht. Die ordentliche Beſazung ſind ungefåhr vierhundert Soldaten von der Marine.

Die Gaſſen der Stadt, welche man nachher bei dem Fort Royal erbauet hat, ſind nach der Schnur gezogen, aber mit ſehr ungleichen Håuſern beſezet. Im 1695 Jahre ſah man ihrer viele von Mauerwerke, wel-

che

che ſchon einzufallen ſchienen, weil der ganze Boden, welchen die Stadt einnimmt, Triebſand iſt, wo man immer weniger feſten Grund findet, je tiefer man gräbt. Die Erfahrung hat zu erkennen gegeben, daß, um daſelbſt dauerhafte Gebäude zu machen, man den Mörtel und die erſten Grundſtücken auf eine Art von Graſe, wie Hundesgras, womit dieſes Erdreich bedecket iſt, legen muß; und alle Einwohner haben dieſe Art angenommen. Zum Unglücke hat man bei Erbauung der Kirche dieſer Art nicht gefolget, ſondern dafür ein Gitterwerk gemacht, welches anſehnliche Koſten erfordert hat, und dennoch nicht gehindert hat, daß die Mauern ſich nicht geſenket haben und an vielen Orten geriſſen ſind. Dieſe Kirche iſt ungefähr hundert und dreißig Fuß lang und dreißig breit, nebſt zwoen Capellen, die das Kreuz machen. Die Fenſter ſehen beinahe eben ſo aus, wie die Kapuzen der Religioſen, welche an dieſer Kirche dienen, das iſt, ſie werden von zweenen Zirkelbogen gebildet, welche einen ſehr ſpizigen Winkel machen. Das Inwendige hat wenig Zierrathen; und zur Vermehrung der Ungeſtaltheit hat man ein Portal vom grauen Steine daran gemacht, deſſen Zuſammenfügungen über einen Zoll breit mit ſehr weißem Mörtel ausgefüllet ſind. Es geht ſpiz aus wie der Giebel, ohne Einfaſſung und ohne Ordnung. Die

Oberrath von Martinique.

Die Stadt des Fort Royal iſt nicht allein der ordentliche Siz des Generalſtatthalters, ſondern auch des Oberrathes. Dieſer beſteht aus dem Generalſtatthalter, dem Intendanten, dem beſondern Statthalter der Inſel, zwölf Räthen, einem Generalprocurator, und den Königslieutenanten, die darinnen Siz und Stimme haben. Die Verſammlung wird alle zween Monate gehalten, und urtheilet alle Sachen, die gerade vor ſie gebracht werden, ſo wie auch die Appellationen von den Urtheilsſprüchen des königlichen Richters und ſeiner Lieutenante, ohne weitere Beziehung ab. Der Generalſtatthalter hat darinnen den Vorſiz: der Intendant aber, und in ſeiner Abweſenheit der älteſte Rath, ſammlet die Stimmen, und thut den Ausſpruch. In Abweſenheit des Generalſtatthalters hat der Intendant den Vorſiz und thut den Ausſpruch. Die Bedienungen der Räthe werden nicht gekaufet. Sie ſollen bloß nach Verdienſten gegeben werden, ob ſie gleich oftmals nur auf Empfehlung ertheilet werden. Der Staatsſecretär des Departement der Marine fertiget ihre Beſtallung aus. Sie haben keine Beſoldungen. Ihr ganzer Vortheil kommt auf die Befreiung von der Kopfſteuer für zwölf Negern nebſt einigen leichten Vortheilen für ihre Verſäumniſſe. Dieſe Stellen werden auch nur we=

wegen der Ehre geſuchet. Man verſichert, ſie adeln diejenigen, welche in deren Verwaltung ſterben, oder welche die Ausfertigung als Ehrenräthe erhalten, nachdem ſie ſolche zwanzig Jahre lang beſeſſen haben.

Die Kirchſpiele von St. Luce, Kuhſack, d'Arlet und dem Diamantsflecken.

In den Sack royal fließt der Eidexenfluß, ſo ziemlich ſtark, gleichwie auch der geſalzene Fluß, ſo noch größer iſt. Hierauf kommt man auf eine große Erdzunge, darauf 4 Kirchſpiele und eben ſo viele Flecken liegen, daß alſo dieſe Gegend ungemein bewohnt iſt. Die Kirchſpiele, ſo meiſt von den Kapucinern beſorgt werden, heiſſen: St. **Luce**, am **Kuhſack**, der **Buchten**, oder d' **Arlets**, nebſt dem **Diamantsflecken**. Um dieſe ganze Erdſpize herum ſind die vortreflichſten Ankerpläze, als die **ſchwarze** Bucht, die kleine und große **d' Arletsbucht**, wie auch die kleine und große Diamantbucht, die ihren Namen von einem Felſen im Meer nahe an der äuſerſten Erdſpize haben, der wegen ſeiner Geſtalt der Diamant genennet wird, und einer unendlichen Menge von Vögeln zum Aufenthalte dienet. Der Zugang dazu iſt ſchwer: indeſſen wird er doch oftmalen, und zwar zu der Zeit beſuchet, wenn die Holztauben gebrütet haben.

Kirchſpiel des Pilotenfluſſes und des Marinſackes.

Weiter hin gegen Morgen liegt wieder eine kleinere Erdſpize, worauf das Kirchſpiel von dem Flecken des Pilotenfluſſes iſt, der dort vorbei flieſſet. An dieſer Spize

Q geht

geht der Sack **Marin** hinein, an welchem ein anderes Kirchſpiel und Flecken liegt, der von dieſem Sack den Namen führet. Es ſind auch einige kleine Eilande in dieſer ziemlich großen Bucht.

Kirchſpiel St. Anne.

Auf der andern Seite dieſes Sacks liegt die Salzgrubenſpize, ſo wieder eine große Erdzunge iſt, die das Kirchſpiel **St. Anne** in ſich begreift. An der vordern Küſte liegen bis zu dem **Cap Ferre** hin viele kleine Eilande, als: die Salzgrubeninſelchen, wo vieles Salz gemacht wird, das Teufelsthor, das Cabritinſelchen nebſt noch mehreren in dem Engländer Sack.

Kirchſpiel Vauclain,

Nun kommen wir nach Cabesterre oder in das obere Land, ſo gegen Nordoſt lieget, und viele ſchöne und große Ebenen hat. Das erſte Kirchſpiel, wohin man aus dem Flecken des Sacks Marin kommt, heißt **Vauclain** und hat einen Flecken gleiches Namens. Die öſtliche Spize wird das **Cap Ferre** genannt, in welcher Gegend eine Batterie angelegt worden. Darauf folgt die **Macabouſpize**, die am Vauclainsſack lieget. Der **Simons**- und **Fregattenſack** gehören ſchon zu dem Flecken und Kirchſpiel **St. Francois**, auf welches das Kirchſpiel Robert folget.

und der beiden Säcke St. Franciſcus u. Robert.

Die große Vertiefung, welche man den Sack Robert nennet, hat faſt zwo Seemeilen Tiefe. Sie wird durch zwo Spizen ver-

verſchloſſen, wovon die oſtliche die Roſen-ſpize und die weſtliche die Gallionenſpize heißt. Ihre Oeffnung wird durch ein Inſelchen von einer Meile im Umfange gedecket, welches das Inſelchen Monſieur heißt. Eine andere, die weiter in das Meer hineingeht, decket die oſtliche Spize der erſtern, ſo daß zwiſchen ihnen nur ein Canal bleibt, und ſie alle beide dienen die ganze Oeffnung des Sackes zu decken; daher ſie dieſen Hafen ſehr ſicher machen. Man kann nur durch drei Fahrten hineinkommen; die eine, welche zwiſchen den beiden Inſelchen iſt, iſt tief, ohne Gefahr und 50 bis 60 Toiſen breit; die beiden andern ſind zwiſchen den äuſſerſten Enden der Inſelchen und den Spizen des Landes der Inſel, die aber nur Barken und ſehr kleine Schiffe einnehmen können. Dieſer Sack bildet von Natur einen ſo ſchönen Hafen, daß er die zahlreichſte Flotte einnehmen würde, und an vielen Orten können die Schiffe daſelbſt ſo nahe am Lande ankern, daß man mit einem Brette ausſteigen kann. Dieſes Viertel zeiget eine Menge ſchöner Wohnpläze.

Der Sack Franciſcus iſt in Anſehung der Breite und Tiefe, das iſt ſeiner Einbiegung, lange nicht ſo ſchön; denn es würde den gröſten Schiffen daſelbſt nicht an Waſſer fehlen, wenn ihnen die Einfahrt nicht durch eine Barre von Triebſande ver-

ſperret wäre, welche nach der Veränderung der Ebbe und Fluth oder nach der Heftigkeit des Fluſſes die Lage verändert. In einer von denen Inſelchen, welche dieſen Sack verſchlieſſen, findet man einen weiſſen und zarten Bruchſtein, der dem Feuer ſehr gut widerſteht, und daher zu Werkſtücken gebrauchet wird, die Oefen in den Zuckerſiedereien daraus zu machen. Der Fluß iſt wenigſtens 35 bis 40 Toiſen breit und führet den Namen des Sackes. Er iſt auſſerordentlich tief und das Meer theilet ihm bis auf zwo Meilen von ſeiner Mündung den Geſchmack ſeines Waſſers mit. Eine Menge Manglen, die ihn an beiden Seiten beſezen, ziehen ſein Bette zuſammen, und vertheidigen ihn glücklich wider das Ausſteigen. Er iſt ſehr fiſchreich: die Requine und Becunen aber machen das Fiſchen daſelbſt ſehr gefährlich. Unter vielen Wohnpläzen rühmet Labat einen, der 5 oder 600 Schritte von dem Orte iſt, wo der Fluß aufhöret, für Barken ſchiffbar zu ſeyn. Der Eigentümer hat einen Canal von 9 bis 10 Fuß breit graben laſſen, welcher die Canote und Schaluppen bis vor die Thür ſeines Zuckerwerkes führet, nebſt Rinnen, welche über ſeine Savanne gehen und das tiefe und überſchwemmte Land auszutrocknen gedienet haben.

Zwiſchen dem Robertskirchſpiel und dem Flec-

Flecken la Trinite fließt einer der größten Flüſſe auf der Inſel ins Meer, den aber doch Bellin auf ſeiner Charte keines Namens gewürdiget. Der Hafen la Trinite iſt eine große Vertiefung, welche eine lange Spize, die Caravellenſpize genannt, ausmachet, womit ſie an der Südoſtſeite bedecket wird. An der andern iſt ſie durch einen ziemlich hohen Morno ungefähr 400 Schritte lang verſchloſſen, der nur durch eine Erdzunge von 35 bis 40 Toiſen breit an das Land der Inſel hängt. Die Oſtſeite, welche dem Grunde des Seebuſens entgegen ſteht, wird durch eine Kette Felſen verſchloſſen, welche bei niedriger See mit dem Waſſer gleich erſcheinen, und auf welchen man, wie Labat urtheilet, eine Batterie errichten könte. Es iſt eine falſche Meynung, ſagt er, wenn einige Weltweiſen keine Ebbe und Fluth zwiſchen den beiden Wendezirkeln zulaſſen, oder ſie wenigſtens für faſt unmerklich daſelbſt halten. Die ordentliche Fluth, an den Inſeln Martinik und Guadaloupe, ſteigt auf 15 oder 18 Zoll; und in den Neu- und Vollmonden geht ſie weit über 2 Fuß. Die Einfahrt des Hafens iſt gegen Weſten dieſer beiden Klippen zwiſchen ihnen und der Spize des Morno. Dieſe Spize, welche niedrig und von Natur gerundet iſt, wird durch einige Stücke vertheidiget.

Kirchſpiel la Trinite.

Der Flecken beſtund damals nur aus 60 oder 80 Häuſern, die in einer krummen Linie gebauet waren, welche der Geſtalt des Buſens oder des Hafens folgete. Die Kirche, welche nur von Holze und einer mittelmäßigen Größe war, nahm den Mittelpunct der Vertiefung ein. La Trinite aber iſt anſehnlich angewachſen, ſeitdem man in dieſem Viertel viel Zucker, Cacao, Baumwolle und andere Waaren zubereitet, die eine große Menge Schiffe, vornehmlich von Nantes dahin ziehen. Sie finden daſelbſt einen gewiſſen Abgang derjenigen Waaren, die ſie aus Europa dahin bringen; weil die Einwohner der benachbarten Viertel, die ſehr bevölkert ſind, ſich lieber bei ihnen damit verſehen, als ihre Bedürfniſſe von Baſſeterre kommen laſſen wollen. Auſſerdem haben die Schiffe den Vortheil, daß ſie daſelbſt in der Jahreszeit der Orcane in einem ſehr ſichern Hafen in Sicherheit ſind; und wenn ſie ihn verlaſſen, um wieder nach Europa zu gehen, ſo finden ſie bei allen den Inſeln guten Wind, welches ihnen über 300 Seemeilen erſparet, die ſie ſonſt thun müßten, um die ordentliche Ausſchiffung zu St. Domingue oder Portoricco zu ſuchen.

Ste. Marie, und Marigot. Auf Trinite folgt der Flecken und Kirchſpiel St. **Maria**, darin ein Fluß gleiches Namens, welcher ſtäts ſehr gefährlich iſt, da

da er gleich ſein Bette verändert, wenn er nur von dem Seewaſſer aufgeſchwellet wird. Nur eine Stunde davon liegt der Flecken und Kirchſpiel **Marigot**, woſelbſt ein kleines Fort angelegt iſt. In dieſer Gegend herum iſt das ſchönſte Land, ſo man wünſchen kann. Es geht ein Weg am Ufer von la Trinite bis in das Kirchſpiel **Macouba** und aller Orten trift man eine Menge Wohnpläze an. In Marigot liegt der Jacobsgrund 8 Seemeilen von dem Fort St. Pierre und zwo von Trinite, zwiſchen zween großen Hügeln, die ein flaches Land, ungefähr 250 Schritte breit, zwiſchen ſich laſſen, an deſſen Seite ein kleiner Fluß lauft, welcher eben den Namen führt. Es iſt ein Geſchenk, welches du Parquet 1654 den Dominicanern gemacht. Es iſt 600 Schritte breit und hat 2000 Schritte Höhe vom Ufer des Meers gegen die Gebirge. Das Haus oder Kloſter liegt am Fluß nur 300 Schritte vom Meere. Es beſteht aus 3 hölzernen Gebäuden, hat einen ſchönen Garten und wol angelegte Zuckerwerke. Von da aus geht man über den **Zimmermannsfluß**, der nicht groß, aber ſehr gefährlich, weil er über Triebſand fließt. Nachgehends kommt man über den **Macefluß**. Man trift zween oder drei ſehr hohe und ſteile Hügel an, bis man zum **Lorrainsfluſſe** gelangt, über welchen man nicht

ohne Beſchwerniß geht. Am Ufer iſt eine Batterie angelegt: alsdann kommt man zu der **großen Bucht**, wo ein Flecken und Kirchſpiel gleiches Namens liegt, das nur zwo Seemeilen von dem Jacobsgrund entfernt iſt. Dieſe Bucht hat einen ſehr guten Ankergrund. Von dem Flecken bis zu dem großen **Capotfluß** rechnet man nur eine Stunde. Man geht durch eine Savanne. Der Weg iſt angenehm und mit Alleen von Orangebäumen beſezt. Der **Capot** iſt einer von den größten Flüſſen auf der Inſel. Ordentlicher Weiſe iſt er 9 bis 10 Toiſen breit, 2 oder 3 Fuß tief in der Mitte und ſehr hell. Große Klumpen Steine und eine Menge Kieſel, womit er angefüllet iſt, machen ſeinen Durchgang gefährlich, wenn er nur ein wenig anläuft. Es iſt noch ein anderer Fluß darneben, welcher der **kleine Capot** heißt. Auf beiden Seiten ſind Schanzen und Batterien angelegt.

Kirchſpiel und Flecken der großen Bucht.

Nicht weit davon gelangt man an den Fluß der **niedern Spize**, von welcher das Kirchſpiel und Flecken den gleichen Namen führen. Alle Flüſſe dieſes Viertels ſind nur Bäche, welche von den Bergen kommen, und bei dem geringſten Regen anlaufen. Auch hier iſt eine Batterie von etlich Stücken.

Kirchſpiel und Flecken der niedern Spize.

Von dem Capotfluſſe, wo das Kirchſpiel der niedern Spize, oder **Baſſepointe** anfängt, bis an den **großen Fluß**, welcher das

Macouba Kirchſpiel.

das nächſt daran liegende Macoubakirchſpiel von dem Predigerkirchſpiele abſondert, befindet man ſich in dem beſten und ſchönſten Theile der Inſel. Die meiſten Wohnpläze ſind daſelbſt durch kleine Flüſſe von einander abgeſondert, oder auch durch tiefe Regengraben, welche die Wege in etwas beſchwerlich machen: aber ſehr bequeme Gränzen für die Felder und ſehr leicht zu bewachende Verſchanzungen ſind. Der Macaboufluß lauft zwiſchen zween ſteilen Felſen in das Meer. Man findet unter den Felſen am Geſtade große Bogengewölber mit runden Löchern darinnen, die ſehr weit durchgehen, und welche man für Röhren vor Feuermauren halten ſolte. Man weiß nicht, woher dieſe Löcher kommen; denn da ſie in einem lebendigen Felſen ſind, worauf über 25 Toiſen hoch Erde oder Stein liegt: ſo kann man ſie nicht den Baumwurzeln zuſchreiben. Der Fluß iſt 40 Fuß breit und ordentlich 2 Fuß tief. Am Ufer liegen die Magazine, wo die Einwohner des Viertels ihren Zucker und andere Waaren bis zur Ankunft der Barken verwahren. Wenn wir nun dieſe Kirchſpiele zuſammen rechnen: ſo kommen 21 heraus, wie ſolche Bellins Charte bemerkt hat.

Die Mitte der Inſel beſteht aus hohen Gebirgen, wie gemeiniglich dieſe Inſeln beſchaffen ſind: doch ſind auch angenehme Die Mitte der Inſel.

und fruchtbare Gegenden darzwiſchen. Das Gebirge **Carbet**, **Vauclain** und der **kahle Berg** ſind die höchſten. Indeſſen gehen doch 4 bis 5 Wege von Baſſeterre nach Cabesterre; wir wollen die Hauptſtraſſe von St. Pierre nach der niedern Spize ein wenig vor uns nehmen: ſo wird man ſich einen Begrif von dieſen Wegen und der Mitte der Inſel machen können. Wenn man von St. Pierre ausgeht, ſo hat man eine gute Viertel Meile lang eine ſehr ſchöne Allee von Orangebäumen, die zwiſchen 2 Wohnpläzen hingeht, davon einer ſchon zu Labats Zeiten über 300 Sclaven 2 Zuckerwerke, eine ſehr ſchöne Cacaopflanzung und Raffinerie hatte. Eine halbe Meile weiter hin trift man mehr Wohnpläze an, davon eine des berühmten Juden d'Acoſta noch im Andenken iſt. Er hat mit den Spaniern, Engländern und Holländern einen ſehr großen Handel getrieben, den aber die Compagnie 1664 aus den franzöſiſchen Inſeln hatte verjagen laſſen, aus Furcht, ihr Handel möchte von einem ſo mächtigen Nebenbuhler leiden. Nach dem Ryßwickiſchen Frieden erhielten die Erben dieſes reichen Handelsmanns von dem Könige die Erlaubniß, dasjenige wieder zu forden, was ihnen zukam. Sie verloren aber ihre Mühe, wie andere Holländer, welche anſehnliche Summen wegen des Vorſchuſſes forderten, den ſie

den

den Einwohnern bei dem Anfange der Colonie gethan hatten. Die Cacaopflanzungen ſind hier mit doppelten Hecken von Orangenbäumen umgeben, deren Allee ſich an einem kleinen Berge endiget, auf deſſen Spize man eine Art von Parabet findet. Er deckt ein Thor, welches durch eine Seite der Mauer gebrochen iſt, die ſich mit der einen Seite an das Gebirge ſtüzet, und mit der andern nach einem ſehr ſteilen und ſehr hohlen Abgrunde geht. Der Weg iſt an der Anhöhe in den Berg gehauen, welcher ſehr ſteil iſt. Er wird noch durch zwei andere Thore verſchloſſen, welche wie das erſte ſind. Seine Breite iſt 15 bis 16 Fuß. Man giebt dieſem Ort den Namen Reduit. Dahin können bei der Furcht vor einem Einfalle die Einwohner ihre Weiber, Kinder, Vieh und Geräthe in Sicherheit bringen. Sie machen daſelbſt Hütten mit Röh ige bedeckt. Dieſer Weg führt in eine lange Allee von Orangebäumen, die auf beiden Seiten mit Savannen und Zuckerwerken beſezt ſind. Weiter hin kommt man in das Gehölze, welches über 3 Seemeilen dauret. Bei dem Eingang ſieht man ein Kreuz, welches die erſte Miſſionarien gepflanzet. Die Bäume dieſes Waldes, beſonders die Gummibäume, ſind von ausnehmender Höhe und Dicke. Alsdann gelangt man zu dem ſogenannten rothen Hügel, wo man

den

den Wohnplaz der Religioſen von der chriſtlichen Liebe und vieler Privatperſonen ihre ſiehet. Man zieht darinnen Vieh und Cacaobäume. Von dem Calebaſſenhügel entdeckt man ein großes Stück von Cabesterre, welches von dieſer Höhe ein ebenes Land zu ſeyn ſcheinet, welches viel ſchöner iſt, als das, ſo man verläßt, welches nur Gebirge ſind. Man hat in dieſe Berge einen ſchmalen Weg gehauen, welcher an dieſer Seite die einzige Paſſage von einem Stück der Inſel zum andern iſt, und welche man undurchdringlich machen könte. Am Fuß des Berges iſt ein kleiner Brunnen. Drei Viertel Meile davon findt man ein zweites Kreuz, wobei ein Kirchhof für die Chriſtenneger dieſes Bezirks iſt. Ein wenig weiter hin ſteigt man durch einen ſchmalen und in den Abhang eines Hügels gehauenen Weg nach dem Fluſſe Falaiſe, nach welchem man in eine Orangeallee kommt und ſich durch einige Wohnpläze der niedern Spize nähert, welches einen Weg von ungefähr 8 Seemeilen ausmacht.

Producte und Handlung der Inſel.

Bei den Producten und Handlung der Inſel können wir kurz ſeyn, weil das meiſte im vorigen Capitel ſchon vorgekommen. Auf dieſer Inſel beſonders zu St. Pierre und Fort royal, wird die ſtärkſte Handlung getrieben, indem die Königl. Pachter ihre Büreaux, ingleichen die Compagnien von

Africa

Africa und Senegal, wie auch die reichſten Kaufleute ihre Niederlagen daſelbſt haben. Der Zucker, davon jährlich für mehr als 5 Millionen Livres gebaut wird, und Caffee, nebſt dem Indig, Cacao, Roucou, Baumwolle und Taback ſind die hauptſächlichſten Waaren, welche ausgeführt werden. Sonſt pflegten die Einwohner von Martinique ihren erbauten Zucker roh, oder nur als Caſſonade zu verkaufen, und nach Frankreich zu ſchicken; jeziger Zeit aber raffiniren ſie ihn ſelbſt. Die Canificiers wachſen ungemein ſchön auf dieſer Inſel. Dieß ſind Bäume, welche die Caſſia tragen. Die Einwohner trieben ſonſt einen ſtarken Handel damit. Da ſie aber alle in dem niedern Lande um die Wette Canificiers gepflanzt haben: ſo hat dieſe Waare ihren Wehrt verloren. Man ſammelte auf den franzöſiſchen Inſeln mehr Caſſia, als man in ganz Europa verthun konte. Sonſt wird ſie eben ſo hoch geſchäzet, als die aus der Levante. Die Caſſiabäume wachſen daſelbſt von Natur; das iſt, ſie ſind nicht dahin gebracht worden. Im 1705 Jahre, da Labat die Inſeln ganz verließ, galt die Caſſia nur 7 Livres 10 Sous der Zentner; und weil ſie viel Raum in einem Schiffe einnimmt: ſo theilen ſich die Kaufleute und der Eigentümer des Schiffes darinnen um die Hälfte für die Fracht. **Unter der Zeit**, da die Juden

die Freiheit hatten, auf den Inſeln zu ſeyn, lieſſen ſie eine Menge Caſſiaſchoten für Europa einmachen. Ihre Art war, daß ſie solche überaus zart abbrachen, und wenn ſie nur erſt zween oder drei Zoll lang waren; ſo daß man die Schote ſelbſt mit *allem*, was darinnen war, aß. Dieſes Eingemachte war angenehm, und hielt den Leib offen. Die Juden macheten auch die Blumen ein, und erhielten ihnen ihre natürliche Farbe unter dem Candis, womit ſie ſolche zu überziehen wußten. Sie hatten mit den Schoten einerlei Wirkung. Nach Vertreibung der Juden aber hat dieſes Eingemachte ſeinen Ruhm verloren, entweder weil ſie ihr Geheimniß mit ſich weggenommen, oder weil man ſich nicht die Mühe gegeben es zu brauchen.

Eingemachte Caſſiaſchoten.

Verſteckungen zu Martinique.

Bei Gelegenheit derer Landungen, welche die Einwohner bei Kriegeszeiten befürchten können, lehret uns Labat, auf was für Art man dasjenige verſtecket, was man retten will. Sind es Sachen oder Lebensmittel, denen die Feuchtigkeit nichts ſchadet, als Geſchirre, Eiſenwerk, Küchengeräthe, Fleiſchtonnen, Wein oder Brantewein: ſo machet man am Ufer des Meeres einen Graben acht bis zehen Fuß tief, damit die Feinde, wenn ſie mit ihren Degen hineinſtechen, nichts härters fühlen können, als den ordentlichen Sand. Wenn man dasjeni-

jenige in die Grube gethan, was man verſtecken will, und ſie wieder mit eben dem Sande zugeſchüttet: ſo wirft man den übrigen Sand in das Meer, damit nichts erhabenes auf dem Boden bleibe. Man gießt Waſſer darauf, welches ihn feſter machet; und man vergißt nicht, ſich zween oder drei große Bäume in der Gegend, oder einen ſtarken Felſen zu merken, damit man an einem oder dem andern von dieſen beiden Merkzeichen, das Vergrabene deſto leichter wieder finden könne. Können die Sachen nicht an das Ufer des Meeres gebracht werden: ſo machet man Löcher in die Erde an einem trockenen Orte. Diejenigen, welche eine Savanne wählen, heben auf eine geſchickte Art die erſte Lage der Erde auf, ſo wie man es machet, wenn man Raſen ſticht; ſie legen Tücher um den Ort herum, wo ſie graben wollen, und werfen die Erde darauf, die ſie aus dem Loche bringen, damit nichts davon auf das Gras umher komme. Sie geben dem Loche oben ſo wenig Oeffnung, als ſie nur können. Wenn ſie ihre Sachen hineingethan haben: ſo füllen ſie es wieder mit Erde zu, die ſie ſorgfältig eintreten. Sie gießen Waſſer darauf; ſie benezen das Gras oder die Röhre, welche ſie aufgehoben haben. Alles bekommt ſeine Stelle und ſein natürliches Anſehen wieder. Die Erde, welche übrig bleibt, wird

weit

weit weggetragen; und die Gegenden, wo das Gras zertreten zu ſeyn ſcheint, werden oftmals begoſſen, damit es ſich wieder erhebe, und ſein natürliches Grün bald wieder bekomme. Was die ſeidenen Zeuge, Leinwand, Papier und alles, was die Feuchtigkeit fürchtet, anbetrift: ſo thut man es in große Calebaſſen, die gegen ein Viertheil von ihrer Länge zerſchnitten ſind. Man bedecket die Oeffnung mit einer andern Calebaſſe; und dieſe beiden Stücke werden mit einem Faden von Pitte zuſammengebunden. Dieſe Art von Büchſe, die man **Coyembuc** nennet, iſt eine alte Erfindung der Wilden. Wenn ſie voll und wohl verſchloſſen iſt: ſo ſezet man ſie hinauf zwiſchen die Zweige der Caſtanienbäume oder anderer Bäume mit großen Blättern, welche gemeiniglich mit Lianen gekrönet ſind. Man läßt über das **Coyembuc** einige Lianen weggehen, deren Spizen man ein wenig flicht, welches es ſo wohl verſtecket, daß es unmöglich iſt, es wahrzunehmen; und die Blätter, womit es bedecket iſt, hindern, daß der Regen es nicht im geringſten befeuchten kann. Dieſe Verrichtung aber muß geſchehen, ohne daß die Negern etwas damit zu thun haben; weil der Feind nicht ermangelt, diejenigen zu martern, die ihm in die Hände fallen, damit er ſie zwinge, den Schaz ihrer Herren zu entdecken.

Ach=

Achtes Capitel
von dem Kirchenweſen und den Wiſſenſchaften auf den Franzöſiſchen Inſeln.

Kirchenweſen in Martinique und andern franzöſiſchen Inſeln.

Die Dominicaner der Provinz St. Louis, deren vornehmſtes Kloſter in der Straſſe St. Honore zu Paris iſt, ſind die Stifter der Miſſionen auf den Inſeln geweſen; ob gleich hernach die Jeſuiten, Capuciner und Carmeliter hinzugekommen Im J. 1658 begleitete der Dominicaner P. Raimond einen Theil von den Einwohnern, welche auszogen, die Wilden in Martinique zu bekriegen, um ſie aus Cabesterre zu verjagen, da unterdeſſen ein anderer Haufen, der ſich zu eben der Verrichtung eingeſchift hatte, diejenigen, welche zu Lande giengen, in dem Viertel antreffen ſolten, welches nachher den Namen Fort St. Marie angenommen hat. Die Jeſuiten hatten ſich zu denen gefüget, die zu Schiffe gegangen waren; und da ſie ſich Rechnung machten, zuerſt anzukommen, ſo ſchmeichelten ſie ſich, die Verwaltung des Geiſtlichen in Cabesterre zu erlangen; weil man ſich verglichen hatte, es ſolte den hurtigſten gehören. Der widrige Wind hielt ſie aber auf und gab dem P. Raimond Zeit das Kreuz zu pflanzen, kraft deſſen die Pfarren in Ca-

besterre den Dominicanern zugefallen ſind. Man ſah vordem einige Weltprieſter daſelbſt: es haben ſich aber die Religioſen von obigen Orden, welche die erſten Coloniſten begleitet hatten, ſtets auf den Inſeln erhalten; und der Hof ſchließt ſeit langer Zeit alle andere Geiſtliche davon aus. Daher hat auch kein Edelmann, oder Einwohner auf den Inſeln das Patronatrecht zu einer Pfarre.

Zu Guadeloupe waren Capuciner, Dominicaner und beſchuhete Carmeliter aus der Provinz Touraine. Dieſe Carmeliter beſtelleten auch Pfarrer zu Marie galante und der Heiligen. Die Jeſuiten haben ein Zuckerwerk und eine große Anzahl Sclaven zu Guadeloupe, nebſt einem ſchönen Hauſe und einer Kirche in dem Flecken: ſie haben aber nur die Seelſorge über die Negern, welche ſich in dem Kirchſpiele der Carmeliter befinden. La Grenade wird ſeit 1664 von den Capucinern beſorget, da die Dominicaner davon verdränget worden. Vor Abtretung der Inſel St. Chriſtoph an die Engländer, hatte dieſes Eiland Jeſuiten, Capuciner und Carmeliter. Das Geiſtliche zu Sainte Croix iſt ſtets von den Dominicanern allein verwaltet worden, bis 1696, da dieſe Colonie nach St. Domingo verſezet wurde. Die Inſeln St Martin und St. Bartholomäus werden von Capucinern be-

beſorgt, nachdem es lange Zeit von dem Dominicanerorden geſchehen war. Die Jeſuiten haben einen Miſſionar auf der Inſel St. Vincent zur Bekehrung der Caraiben. Man wird in dem Abſchnitte von St. Domingo die Vertheilung der Kirchſpiele und die Religioſen, welche ſie beſorgen, anführen.

Der König unterhält die Religioſen, welche Pfarrer auf den Inſeln des Windes ſind; das iſt, in allen franzöſiſchen Inſeln, St. Domingue ausgenommen. Ihr Gehalt wird von den Königlichen Einkünften genommen. Alle alte Pfarren haben zwölftauſend Pfund rohen Zucker, und die neuen nur neuntauſend Pfund. Weil die Pfarren der Jeſuiten zu Martinik lauter alte Pfarren ſind: ſo haben ſie alle zwölftauſend Pfund; und die im Fort St. Pierre hat noch neuntauſend Pfund für einen andern Pfarrer. Die Pfarren der Capuciner ſtehen alle auf neuntauſend Pfund, außer der zu Fort royal, welche ein und zwanzigtauſend für zween Pfarrherren hat. Sie haben über dieſes noch fünfhundert Franken in baarem Gelde, als königliche Almoſenpfleger des Fortes. Da die Pfarren der Dominicaner in dieſer Inſel von unterſchiedener Art ſind: ſo ſind auch ihre Gehalte unterſchieden. Die auf dem Ankerplaze hat ein und zwanzigtauſend Pfund Zucker für zween Pfarrer; die zu Baſſepointe und St. Marie jede zwölftau-

Beſoldung der Pfarrer in Martinique.

ſend Pfund; und alle andere neuntauſend. Um ſie aber gleich zu machen, ſo nehmen die Obern etwas von den ſtärkern, um ihnen allen zwölftauſend Pfund beſtändige Einkünfte zu geben.

Was das Zufällige betrift, ſo verändert ſich ſolches nach dem Unterſchiede der Oerter. Ueber dieſes beſteht es nur in den Begräbniß- und Trauungsgebühren, und in dem Gelde für das Aufgeboth freyer Perſonen. Von den Sclaven oder von ihren Herren für ſie fordert man nichts. In den Pfarrkirchen des Forts St. Pierre, des Ankerplazes und Fort royal giebt man neun Livres für eine hohe Meſſe, und in den übrigen auf der Inſel vier Livres zehen Sols. Die kleinen Meſſen, die Aufgebothe, die Taufſcheine, die Trauungen und Begräbniſſe ſind zwanzig Sols. Für die andern Verrichtungen, ſaget Labat, nimmt man, was die Glaubigen einem reichen: man fordert aber nichts.

Die Gehalte wurden anfänglich in rohem Zucker bezahlet. Der Krieg ſezete ſolchen auf ſo geringen Preis herunter, daß er kaum in Waaren für einen Thaler der Zentner konte verhandelt werden; da hingegen alle Lebensmittel, die aus Frankreich kamen, von einem übermäßigen Preiſe waren. Als darauf der Zucker im 1647 Jahre noch einmal ſo theuer geworden, und nach dem ryßwickiſchen Frieden noch mehr aufſchlug: ſo erhielten

die

die Pachter der Domainen einen Beſcheid aus dem Staatsrathe, welcher alle Gehalte der Geiſtlichen, ſo wie des Generalſtabes, auf vier Livres zehen Sous den Zentner feſtſezete, ob ſie gleich zu eben der Zeit ſechs Livres für den Zentner von Kopfſteuer forderten.(*) Sie ſind nachher auf dieſem Fuße geblieben.

Wiſſenſchaften und Gelehrſamkeit darauf.

Man findt eben, gleich wie überhaupt auf den Inſeln, ſo auch unter dieſer Geiſtlichkeit gar keine Helden in Wiſſenſchaften. Alles denkt nur auf die Pflanzung und Handlung. Von Frankreich ſind wol zu Zeiten einige Gelehrte da geweſen, die die Natur unterſucht haben, ſie ſind aber gleich wieder hinweg, und nur als Reiſende anzuſehen geweſen. Ueberdiß können ſie eben keinen Sloane und Browne aufweiſen, wie die Engländer in Jamaica gehabt haben, die die Natur aufs genaueſte unterſucht haben.

Es iſt übrigens nicht zu vergeſſen, daß die Franzoſen zween berühmte Schriftſteller in der Naturgeſchichte von America haben, nehmlich den P. Plümier und Perrault: ſie haben ſich aber mehr mit dem feſten Lande, als den Inſeln aufgehalten. Von dem Zuſtand der Wiſſenſchaften auf gedachten Inſeln giebt uns Labat eine kurzweilige Beſchreibung. Er läßt hier dem natürlich auf-

(*) Labat ſchiebt dieſe Ungerechtigkeit auf den Director der Domainen, welcher la Brüneliere hieß, und den er für einen wackern Leuteſchinder ausgiebt.

geräumten Weſen ſeiner Feder den Lauf ; und wir wollen davon Gelegenheit nehmen, mit einer Probe von ſeiner Schreibart dieß-mal zu beſchlieſſen. „Die Bücher ſagt er, „ſind lange Zeit die einzige Waare geweſen, „womit man keinen großen Handel auf den „franzöſiſchen Inſeln trieb. Sonſt ſuchten „unſere Creolen die Waffen mit mehrerem „Eifer, als die Bücher. Eine gute Flinte, „ein paar gute Piſtolen, ein Hirſchfänger „von gutem Stahle war das, was ſie ſich „anzuſchaffen ſucheten. Jezo haben ſich die „Sachen geändert. Ob ſie gleich von der „Tapferkeit ihrer Vorfahren noch nicht aus-„geartet ſind: ſo machen ſie ſich doch aus „der Wiſſenſchaft eine Ehre. Sie leſen al-„le, oder wollen dafür gehalten ſeyn, daß „ſie etwas geleſen haben. Sie urtheilen „von Predigten und Gerichtsreden; einige „machen Reden. Die meiſten von den Räthen „haben die Rechtsgelahrtheit ſtudieret, und „haben ſich zu Sachwaltern bei dem Par-„lemente zu Paris annehmen laſſen. Mar-„tinik hat ſogar einen Doctor der Rechten. „Die Weiber miſchen ſich auch in die Ge-„lehrſamkeit. Sie leſen dicke Bücher. Ich „kenne eine, welche den Noſtradamus aus-„leget. Man hat nicht unterlaſſen, Ge-„richtsſtühle zu errichten, die insgeſammt „mit Anwalden, Notarien und Sergenten „wol verſehen ſind. Die Wundärzte, wel-

„che ſonſt die drei großen Rolen der Arzney-
„kunſt ſpieleten, ſind jezo gegenwärtig in
„die Gränzen ihrer Kunſt eingeſchloſſen; es
„giebt Aerzte und Apotheker daſelbſt. Die
„Inſel hat eine Menge Feldmeſſer, Inge-
„nieurs, Kräuterkenner, Sternſeher und
„ſogar Sterndeuter. Dieſe Leute brauchen
„Bücher. Denn da ſie die Thorheit haben,
„daß ſie für ſehr erleuchtet angeſehen ſeyn
„wollen, obgleich die meiſten nichts ver-
„ſtehen; ſo haben ſie nöthig, daß ihr Ruhm
„durch Büchercabinete unterſtüzet werde,
„welche ſich mit der Zeit in Bücherſäle wer-
„den verwandeln können. Ich bin über-
„zeuget, daß ein wolverſehener Buchhänd-
„ler zu Martinique ſein Glück machen wür-
„de, vornehmlich wenn er ein wiziger Kopf
„wäre, und er in ſeinem Laden nebſt den
„Büchern auch allerhand Arten von Papie-
„re, Schreibzeuge nach der Mode, ſpaniſch
„Siegellack, koſtbare und ſauber geſtochene
„Petſchafte, Brillen, Ferngläſer und der-
„gleichen führete. Er könte ſich Hoffnung
„machen, daß ſein Laden, wenn er groß,
„ſauber und kühle wäre, ſtets voller müſſi-
„gen Leute, woran es in der Inſel nicht
„fehlet, und der Sammelplaz der Nou-
„velliſten ſeyn würde. Ich gehe noch wei-
„ter; der Zuſtand der Sachen läßt mich
„eine Druckerei daſelbſt wünſchen. Denn
„werden ſo viel Leute, die leſen, ihr gan-

„zes

„zes Leben lang leſen, ohne zu ſchreiben? Wird ſie nicht „der Küzel ankommen, Schriftſteller zu werden? Man „hat ſchon einen Creolen zu Martinik, einen Doctor „der Rechten und Rath des Oberrathes dieſer Inſel, „geſehen ſpaniſche Romane verfertigen; und es hat „wenig gefehlet, daß er nicht eine allgemeine Geſchichte „von St. Domingo nach denen Nachrichten unternom„men, die ein Miſſionar aufgeſezet hatte. Ueber die„ſes iſt er ein Poet, reich, und hat keine Luſt zu den „Geſchäften. Er wird ohne Zweifel ſchreiben, und es „wird ihm ſehr lieb ſeyn, wenn er ſeine Werke unter „ſeiner Aufſicht drucken laſſen kann. Andere werden ihm „nachahmen wollen. Mich dünkt, ich ſehe ſchon einen „Haufen Schriftſteller aus unſern Zuckerkeſſeln hervor„gehen. Wir müſſen noch hinzuſezen, daß man gegen„wärtig ſchriftlich Proceſſe führet, und daß man folg„lich ſogenannte *Factums* brauchet. Was für An„nehmlichkeit würden geſchriebene Factums haben? „Wie viel Fehler und ausgeſtrichenes würde nicht „darinnen ſeyn? Was für Aufwand, um ſolche den „Richtern und der Welt vorzulegen? Endlich ſo kommt „eine große Anzahl Schiffe bei den Inſeln an, und oft „mehr, als in den beſten Häfen des Königreiches. Es „iſt viel daran gelegen, daß man durch angeſchlagene „Zettel von der Ankunft eines jeden Fahrzeuges und ſei„ner Ladung, ſeiner Abreiſe und dem Orte, wo es hin„ſegeln ſoll, öffentliche Nachricht giebt. Alles dieſes „könte gedrukt werden, wie in den großen Häfen in „Frankreich, und würde von einer überaus großen Be„quemlichkeit für die Kaufleute ſeyn. Ich wiederhole „es, eine Druckerei iſt auf den franzöſiſchen „Inſeln nöthig, und würde des Stifters „Glück machen.„

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Geschichte und Handlung der europäischen Pflanzstädte auf den Antillischen Inseln

Bd.: 1

Stutgart 1760

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bip.Geogr.o.48
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11429004-7
VD18 8031452X-001